

Didier Burkhalter, Hanna Schygulla, Véronique Merlini, Tom Lüthi

Nummer 42 – 17. Oktober 2013 – 81. Jahrgang – Fr. 6.50 (inkl. MwSt.) – Euro 4.90

DIE WELTWOCHEN

80 JAHRE QUALITÄT



Lampedusa liegt in der Schweiz

Kaum echte Flüchtlinge, die wenigsten arbeiten, viele werden kriminell.
Grosses Dossier von Markus Schär, Kurt Pelda, Volker Seitz und Thilo Sarrazin

Mythos Elektro-Auto

Alle jubeln, doch die Schwächen sind zu gross. *Von Alex Reichmuth*

Mae West, Urkraft des Sex

Eine Reise an den Ursprung des Tabubruchs.
Von Tom Kummer





WENN IHNEN ETWAS WICHTIG IST,
DANN ZÄHLT NUR DER BESTE SCHUTZ.
ZURICH VERSICHERUNG.
FÜR ALLE, DIE IHR UNTERNEHMEN WIRKLICH LIEBEN.


ZURICH®

Die jüngsten Flüchtlingskatastrophen vor Lampedusa haben Politiker europaweit aufgeschreckt und zu teils hektischen Äusserungen und unausgegorenen Vorschlägen verleitet. In scharfem Kontrast dazu steht das Schweigen Afrikas. Bei den verantwortlichen Politikern sind die Unglücksfälle kein Thema. Das Missverhältnis ist grotesk und lenkt den Blick auf das eigentliche Problem: Auch ein halbes Jahrhundert nach der Unabhängigkeit verschliessen sich die afrikanischen Politiker der Einsicht, dass sie allein für ihr Haus verantwortlich sind. Das sagt kein Geringerer als der deutsche Diplomat und Buchautor Volker



Afrika wird armregiert: Flüchtlinge.

Seitz («Afrika wird armregiert»), der zuletzt Botschafter in Kamerun war. Seitz hat für unser grosses Afrika-Dossier exklusiv einen Text verfasst, neben Bestsellerautor Thilo Sarrazin sowie unseren Reportern Kurt Pelda und Markus Schär. **Seite 28 bis 35**

Eine Lebensregel besagt, dass die Erinnerung unsere Vergangenheit vergoldet. Nicht so bei Hanna Schygulla. Als Sven Michaelsen die Ausnahmeschauspielerin in ihrer Pariser Wohnung zum Gespräch traf, lernte er eine unerbittliche Realistin kennen. Dass sie ihr halbes Leben unter der Obsession gelitten habe, hässlich zu sein, verschwieg die bald 70-Jährige ebenso wenig wie ihren unerfüllten Kinderwunsch oder die Demütigung, für das andere Geschlecht nicht länger interessant zu sein. «Bei Männern», sagt sie, «fangen ab fünfzig die Hormone noch mal an zu prickeln. Es kommt zu einer biologischen Verblendung.

Sie sind fixiert auf junge Mädchen und schauen bei Frauen meines Alters gar nicht mehr hin. Man wird unsichtbar.» **Seite 70**

Das Schweizer Fernsehen macht in der aufwendig produzierten Serie «Die Schweizer»



Grosse Schweizer Frauen: Elsie Attenhofer.

Geschichte lebendig. Von feministischer Seite wird der Staatssender medienwirksam kritisiert, weil unter den porträtierten Figuren von Hans Waldmann bis Alfred Escher keine Frauen seien. Der Vorwurf sei lächerlich, schreibt Peter Keller in dieser Ausgabe (**Seite 61**). Gleichzeitig legen wir unseren Leserinnen und Lesern die faszinierende historische Porträtreihe von Daniele Muscionico über grosse Schweizer Frauen ans Herz, die schon 2010 und 2011 in der *Weltwoche* erschienen ist. Die Serie ist aus aktuellem Anlass auf unserer Website zugänglich, und gleichzeitig verlosen wir acht Exemplare des Buches, das aus der *Weltwoche*-Serie entstanden ist: «Starke Schweizer Frauen» (Limmat-Verlag). Senden Sie uns für die Teilnahme am Wettbewerb eine E-Mail mit Ihrer vollständigen Adresse an verlag@weltwoche.ch, **Betreff: Schweizer Frauen.**

Als «Schande» für das reiche Europa hat Papst Franziskus die Bootstragödie vor Lampedusa bezeichnet. Politiker und Medien stimmen mit dem Pontifex in Selbstkritik ein. Das Schicksal Hunderttausender verfolgter Christen hingegen wird kaum thematisiert. Kenner der Materie sprechen von einem «grassierenden Krieg» gegen die Christenheit von «globalem Ausmass». Urs Gehrigler sucht nach den Gründen für das Massensterben und das erstaunliche Schweigen darüber im christlichen Abendland. **Seite 44** *Ihre Weltwoche*

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 235.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)
Produktionschef: David Schnapp
Redaktioneller Berater: Urs Paul Engeler

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*),
Alex Baur, Urs Gehrigler,
Christoph Landolt, Christian Mundt,
Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,
Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),
Lucien Scherrer, Florian Schwab,
Mark van Huissingel

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Pierre Heumann, Peter Holenstein,
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,
Wolfram Knorr, René Lüchinger,
Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,
Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,
Deborah Neufeld, Kurt Pelda,
Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,
Sacha Verna (*New York*),
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Bildredaktion: Laura Kolodziej (*Leitung*),
Joël Hunn, Raffaella Bachmann (Assistentin)
Layout: Silvia Ramsay (*Leitung a. i.*)
Korrektur: Cornelia Bernegger und
Rita Kempter (*Leitung*), Viola Antunovits,
Gregor Szyndler, Dieter Zwicky
Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),
Inga-Maj Hojaij-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)
Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*),
Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra
Tarife und Buchungen: Tel. 044 533 09 93,
info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,
Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt ist. Es schont damit Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut

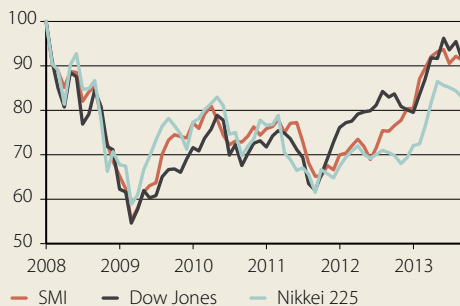


Künstliche Welt?

Die industrialisierte Welt ist insgesamt strukturell überschuldet und wachstumschwach. Politik und Notenbanken schieben diese Probleme auf die lange Bank. Nullzinsen und Liquiditätsschwemmen schaffen eine künstliche Welt, ineffiziente politische und wirtschaftliche Strukturen werden am Leben erhalten. Je länger die Probleme ungelöst bleiben und die Abhängigkeit vom billigen Geld andauert, desto grösser wird das Risiko von unkontrollierten Entwicklungen. Wir nennen dieses Szenario der Welt unter der Käseglocke «Aussitzen und Wursteln».

1. Billiges Geld löst Probleme nicht
 In den letzten fünf Jahren haben die grossen Notenbanken ihre Leitzinsen bis auf beinahe null gesenkt. Diese Liquiditätsfluten haben die Situation in den Industrieländern jedoch nicht verbessert. Der Spielraum für weitere Zinssenkungen ist ausgereizt. Deswegen intervenierten die Notenbanken mit unkonventionellen Massnahmen, wie dem Aufkauf von Staatsanleihen. Doch das reduziert weder die Staatsschulden noch schafft es Wirtschaftswachstum. Die Probleme werden lediglich in die Zukunft verschoben.

SMI, Dow Jones und Nikkei 225 in CHF, indiziert

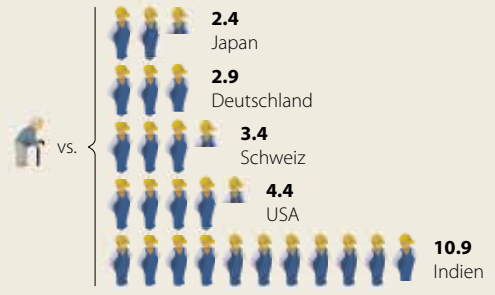


7. Die Finanzmärkte freut's
 Die Tiefzinspolitik der Notenbanken ermöglicht Ländern und Unternehmen eine günstige Refinanzierung ihrer Schulden. Keine Freude an den Nullzinsen haben aber Sparer und Personen mit einem Bedarf für kurzfristige sichere Anlagen. Sie werden für das Risiko nicht mehr angemessen entschädigt. Das viele billige Geld der grossen Notenbanken unterstützt auch die Börsen. Trotzdem sind die Aktienmärkte heute im historischen Vergleich fair bewertet.

6. Blasen drohen zu entstehen
 Die geldpolitischen Stimulierungsmassnahmen schaffen eine künstliche Welt und führen zu verzerrten Preisen. Erste Nebenwirkungen der Politik des billigen Geldes treten bereits heute auf: Die Tiefzinspolitik, die Hypotheken erschwinglicher macht, lässt die Nachfrage nach Immobilien in einigen Städten und Ballungsräumen in wirtschaftsstarken Ländern wie Deutschland markant steigen – und mit ihr die Preise. Kollateralschäden in Form von Blasen drohen.



So viele Erwerbstätige kommen auf einen Rentner

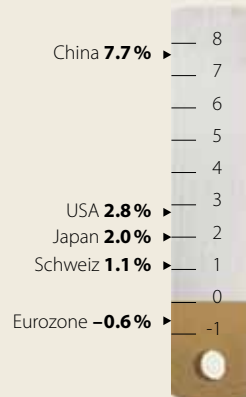


2. «Rettungspakete» werden immer grösser

Von grundlegenden Reformen – im Wesentlichen geht es um Einsparungen bei Staats Haushalten und Liberalisierung der Märkte – ist bisher nur wenig zu sehen. Mit der Serie von Rettungspaketen für Krisenländer gewinnt die Politik Zeit, mehr nicht. In Wahrheit werden aber ineffiziente Wirtschaftsstrukturen nur künstlich am Leben erhalten.



Wirtschaftswachstum (BIP) 2012



3. Liquiditätsschwemmen bringen kein Wachstum

Trotz des unermüdlichen Interventionismus der Notenbanken und immer grösserer Rettungspakete der Politik stagniert das Wirtschaftswachstum. Das billige Geld fliesst nicht in die Realwirtschaft und vermag kein Wachstum auszulösen. Die Industriestaaten wachsen deutlich unter ihrem Potential.

Staatsverschuldung (in % BIP)



4. Staatsschulden nehmen zu

Ein grosser Teil der industrialisierten Welt ist überschuldet, weil die Staaten eine Sanierung ihrer Haushalte auf die lange Bank schieben. Offizielle (explizite) Schuldenzahlen sagen nur die halbe Wahrheit. Werden implizite Verbindlichkeiten wie zukünftige Ausgaben für Renten- oder Gesundheitssysteme berücksichtigt, sieht das Bild noch düsterer aus. Unter diesem Aspekt sind die USA stärker verschuldet als Griechenland.

5. Folgen der Überalterung werden nicht entschärft

Die Menschen werden immer älter. Das ist einerseits erfreulich, belastet andererseits aber die Vorsorgewerke. Besonders in den industrialisierten Ländern kommen auf einen Rentner immer weniger Erwerbstätige. So lange das Rentensystem nicht reformiert wird, leben Rentner auf Kosten der jüngeren Generationen.

Notenstein denkt in Szenarien, um Ihr Vermögen zu schützen.

In Zeiten des Umbruchs gilt es mehr denn je, sich nicht nur mit dieser «künstlichen Welt», sondern auch mit weiteren konkreten Szenarien auseinanderzusetzen. Das ohnehin schon zentrale Prinzip der Diversifikation wird noch wichtiger. Bestellen Sie ausführliche Unterlagen zu unseren Szenarien: info@notenstein.ch oder www.notenstein.ch/szenarien

Datenquellen: OECD, Eurostat, IMF, Stiftung Marktwirtschaft, Bloomberg



NOTENSTEIN
PRIVATBANK

THE ESSENCE OF BRITAIN

Made in Switzerland by BREITLING



BENTLEY B06

Britischer Chic, Schweizer Perfektion. Breitling *for* Bentley verbindet das Beste aus beiden Welten. Stil und Performance. Luxus und Spitzenleistung. Klasse und Unkonventionelles. Leistungsstärke und Raffinement. Im Chronografen Bentley B06, dem Emblem dieses ausserordentlichen Universums, tickt ein von der COSC (Offizielle Schweizerische Chronometerkontrolle) – der obersten Instanz in Sachen Zuverlässigkeit und Präzision – Chronometer-zertifiziertes Breitling Manufakturkaliber. Es zeichnet sich durch seinen exklusiven 30-Sekunden-Chronografen aus, der Zeitspannen äusserst genau misst. Der perfekte Mix aus grosser britischer Automobilkunst und grosser helvetischer Uhrmachertradition.

breitlingforbentley.com

BREITLING
— *for* —
BENTLEY

Deutsche

Die Supermacht im Konjunktiv. Die Schweiz kommt ohne Helden aus.

Von Roger Köppel

Eben zurück von der Frankfurter Buchmesse, bleibe ich nachhaltig beeindruckt von den zahlreichen Gesprächen und Begegnungen. Das grosse Thema ist das heranrollende 100-Jahr-Jubiläum des Ersten Weltkriegs. Gelehrte Studien werden erneut den Versuch unternehmen, diese Grosskatastrophe des 20. Jahrhunderts, die so unnötig und absurd erschien, verständlich zu machen. Mittlerweile ist es ein Klischee: Ohne den Ersten Weltkrieg hätte es keinen Lenin, ohne Lenin keinen Hitler gegeben. Die beiden Schwerverbrecher entstiegen den Trümmern jener bürgerlichen Welt «von gestern», welcher der Schriftsteller Stefan Zweig ein grossartiges Buch widmete.

Waren die Deutschen schuld? Die Deutschen waren die grösste Kontinentalmacht des frühen 20. Jahrhunderts. Ob sie die Eskalationen und Brandherde bewusst geschürt haben, mag sein, vielleicht auch nicht. Vor allem aber haben die Deutschen das Unheil nicht durch rechtzeitiges Eingreifen verhindert. Sie unterlagen der Illusion, am Ende zu den sicheren Siegern zu gehören. Eine psychologische Neigung zum Grössenwahn ist für die damalige Zeit nicht abzustreiten. Bis zum Ersten Weltkrieg empfanden sich die Deutschen als Supermacht im Konjunktiv. Die politische Elite währte sich vor dem Durchbruch. Man glaubte, das Wagnis eingehen zu können – mit verheerenden Folgen.

Wir Heutigen, die im Wohlstand aufwachsen, können uns das Ausmass des Grauens nicht mehr vorstellen. Vor dem Krieg war Deutschland eine aufstrebende Wirtschaftsgrossmacht. Das Land der Dichter und Denker war längst zu einer Nation der Chemiker und Ingenieure geworden. Man verkennt die deutsche Tüchtigkeit, wenn man sie vor allem in den Sphären des Geistigen wirken sieht. Die oft als abgehoben taxierten Deutschen, das zeigen Studien zur Bildungselite der Wilhelminischen Ära, waren brillante, bodenständige Gestalter im unternehmerischen Sinn.

Die Herrlichkeit war bald dahin. Der leider verstorbene deutsche Historiker Joachim Fest erzählte mir von den Eindrücken, die er seinen Eltern verdankte. Die Leute hatten nach dem Krieg nichts mehr zu essen. Suppenküchen besorgten das Nötigste. Massenarmut grassierte. Die Monarchie war weggefegt, die alte Aristokratie verkroch sich in ihre Rittergüter und Paläste. Gegen die junge Weimarer Republik,



«Furien des Verschwindens».

eine gutgemeinte Fehlkonstruktion, hetzten die Extremisten von rechts bis links. Der Menschenfänger Hitler gab sich als Bollwerk gegen den sowjetischen Bolschewismus aus, indem er den Bolschewismus kopierte («Aussen braun und innen rot»). Schliesslich wurde er von nur drei Vertretern der konservativen Elite an die Macht gehoben, ein weiterer folgeschwerer Irrtum der Regierenden.

Was ist zu lernen? Der Erste Weltkrieg, der schliesslich das grosse spätere Unheil entfesselte, war nicht nur ein Produkt von Grossmachtsucht und Selbstüberschätzung der damaligen europäischen Eliten. An seinen Ursprüngen wirkten auch irrationale Triebe der Selbstzerstörung, mit denen die alte Welt der Monarchen und Aristokraten sich selber vom Planeten fegte. Die morsch gewordene Dreiständeordnung, die sich in Abwandlungen seit dem Mittelalter irgendwie gehalten hatte, ging in Flammen auf. Revolutionen sind «Furien des Verschwindens», wie der Philosoph Hegel schrieb. Umso wichtiger ist es, dass man den gewachsenen Strukturen des Staates Sorge trägt und keine unnötigen Experimente wagt.

Der letzte Gedanke bringt mich in die Gegenwart und zum europapolitischen Aktivismus des Bundesrats. Die Regierung sieht sich von Europa gedrängt, die Schweiz auswärtigen Richtern zu unterwerfen und Teile ihrer gesetzgeberischen Autonomie an Instanzen abzugeben, auf die sie keinen Einfluss hat. Dass sich der Bundesrat überhaupt bereit erklärt, sich auf solche Abenteuer einzulassen, ist Ausdruck eines erstaunlichen Mangels an historischem Bewusstsein. Natürlich hat sich die Schweiz in der Geschichte oft angepasst und den Zeitumständen entsprechend flexibel ver-

halten. Uns ist allerdings kein Beispiel bekannt, bei dem die Schweiz Teile ihrer politischen Identität verstümmelte in der Hoffnung auf ungewisse betriebswirtschaftliche Kurzfrist-Vorteile für einzelne Branchen in einem «Binnenmarkt», dessen politische Sprengkraft der federführende Bundesrat Burkhalter entweder nicht sieht oder nicht verstanden hat.

Die extremen Verwerfungen des 20. Jahrhunderts, die zahlreichen tragisch gescheiterten Versuche, die Menschheit durch kunstvoll-kreative Planung gleichsam revolutionär neu zu erfinden und zu beglücken, sollten etwas abschliessend deutlich gemacht haben: Sprunghafte, übermässig gestaltungsfreudige, quecksilbrige Politik führt ins Unglück. Erfolgreicher ist die konservative Strategie des Abwartens und Festhaltens an bewährten Institutionen. Zurückhaltung ist politische Klugheit. Der forcierte EU-Aktivismus des Bundesrats reiht sich gewiss nicht ein in die Abfolge der obenerwähnten Katastrophen, aber er zeigt im Kleinen, dass Nichtstun in der Politik oft besser wäre als ein Handeln, das sich einem oberflächlichen Erwartungsdruck fügt und angeblichen Sachzwängen, die man sich oft selber eingebrockt hat.

Warum berührt mich das mehrköpfige Heldenplakat des Schweizer Fernsehens zu der neuen Serie über die Supereidgenossen eher peinlich? Vielleicht deshalb, weil man es in der Schweiz übertrieben findet, die Geschichte des eigenen Landes als Heldenepos zelebriert zu sehen. Die Schweiz taugt nicht zur Heldensage, und selbst ein Wilhelm Tell begegnet uns bemerkenswert dezent beim Bratwurstgrill am 1. August. Die Schweiz neigt nicht zum Übermenschentum. Das ist gut so.

Mehrheitlich trage die Schweizer Geschichte anonymen Charakter, schrieb Edgar Bonjour überzeugend. Alte Schweizer Schlachten Gemälde stellen interessanterweise die Gruppe, den Schlachthaufen, und nicht den Heerführer nach vorn. Grösse wird auch hier vor allem in der Schrumpfform des Understatements goutiert. Die Frage stellt sich deshalb, was am Ende peinlicher ist: die Heldentümelei des Schweizer Fernsehens oder die sich daraus ableitende weibliche Klage, es würden nur Eidgenossen aufs Podest gehoben, nicht aber Eidgenossinnen?

Brauchen wir neuerdings Helden? Nochmals Bonjour: «Dieser ausgleichende Bürgersinn war der Ausbildung persönlichen Übermasses nicht eben hold. Er liebte das Wertbeständige, und sorgte dafür, dass die Bäume nicht in den Himmel wuchsen. Wer gegen diese ungeschriebenen Regeln der Gemeinschaft versties, büsste mit dem Tod, oder wenn es gnädig abging, mit der Verbannung.» Die Schweiz kam ohne Helden aus. Und ohne Heldinnen. Auch das spricht für die Schweiz.



Ursprung der Provokation: Mae West. Seite 56



Für Idealisten: Tesla Model S. Seite 50



Verbales Raffinement: Didier Burkhalter. Seite 36



«Globaler Krieg» gegen die Christen: Seite 44

Kommentare & Analysen

7 Editorial

13 Kommentar Schöne neue Zeit

13 Im Auge Albert Einstein, Genie aus dem Jenseits

14 Finanzplatz UBS-Trader im Visier

14 Sozialpolitik Lasst uns helfen

15 Pharma Immer weniger Menschen sterben an Aids

16 Nachruf Erich Priebke, SS-Offizier

16 Personenkontrolle Brunner, Mörgeli, Tag, de Capitani etc.

18 Ausland China wächst, Russland schrumpft

21 Wirtschaft Zwei Espresso für ein GA

21 Die Deutschen Wir sind Boris

22 Mörgeli Basler Missklang im Leierkasten

22 Bodenmann Spuk sofort beenden

25 Medien Herz, Kutteln und Hirn

25 Schlag Gestört

26 Leserbriefe

Hintergrund

28 Lampedusa liegt in der Schweiz

Die Asylpolitik darf keine Anreize für die Flucht mehr bieten und muss die Flüchtlingsströme nach Europa verhindern

30 Schweiz Warum die Afrikaner zu uns kommen

32 Afrika Die Verantwortung des schwarzen Kontinents

34 Migration Was bringen Lager vor Ort?

35 Sarrazin Festung Europa? Leider ja

36 Burkhalters Schwindel

Die Widersprüche des Aussenministers zur EU-Anbindung

38 Strafvollzug Tödliches Therapiekonzept in Genf

40 Verkehr Milliarden für die Eisenbahn

42 De Watteville Replik von Ökonom Hans Rentsch

44 Krieg den Christen

Autor John L. Allen Jr. über das Schweigen im Abendland

47 Zeitgeschichte *Weltwoche*-Artikel vom 6. Oktober 1982

48 Jüdische Intelligenz

Rund ein Viertel aller Nobelpreisträger sind Juden

50 Mythos Elektro-Auto

Die Nachteile elektrischer Fahrzeuge verhindern den Erfolg

53 Essay Die Manipulatoren der Klimadebatte

54 «Papiergeld ist nicht sicher»

Ökonom Thorsten Polleit über die Zukunft von Gold

56 Mae West, Suite 611

Tom Kummer über die Meisterin des sexuellen Tabubruchs

61 Schweizer Fernsehen Kritik an der Geschichtsreihe

62 Kunst «Odyssee», Nationalepos der Griechen

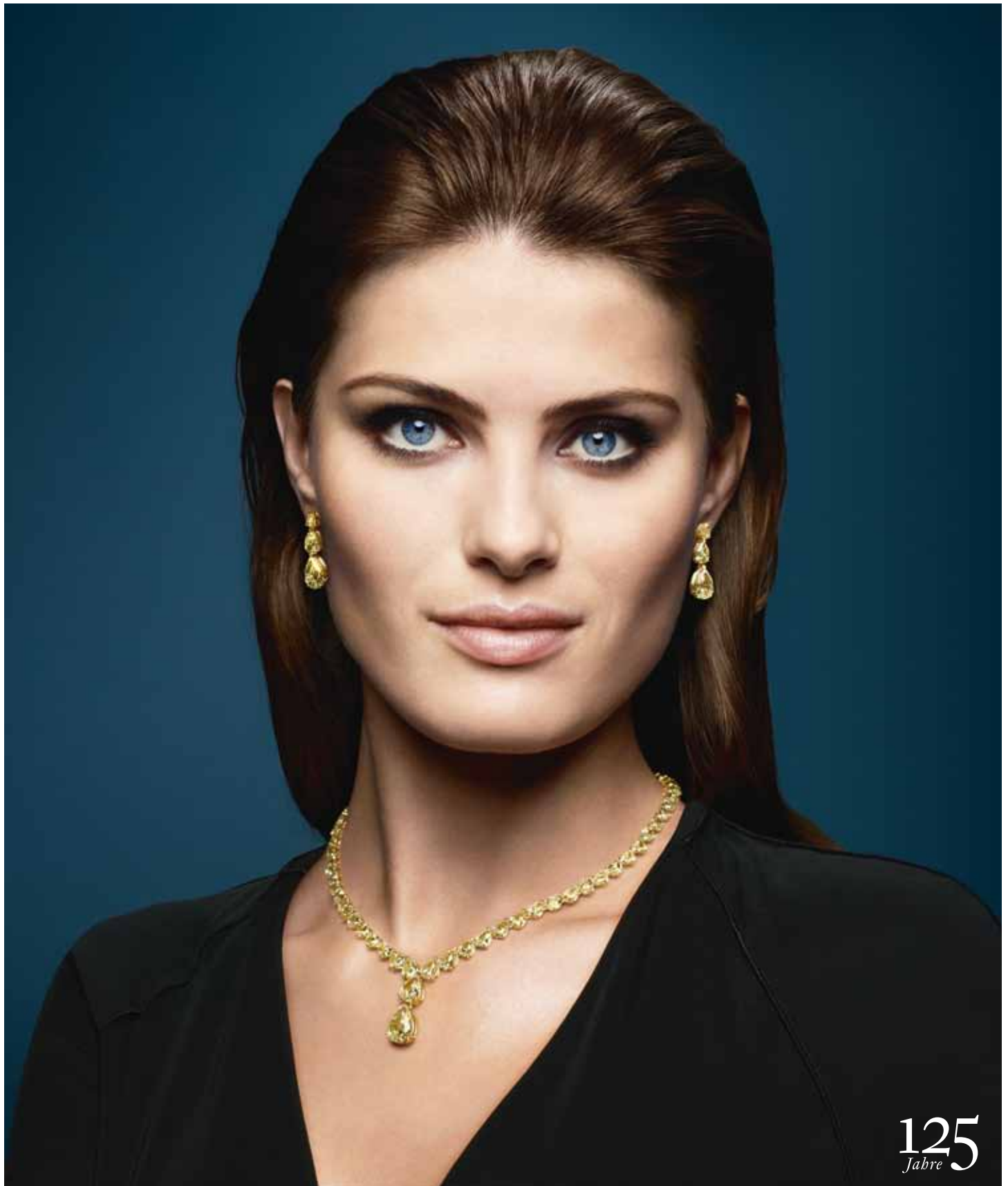
64 Das Schweizer Töff-Wunder

Tom Lüthi und Dominique Aegerter an der Weltspitze

66 England Prinz George, britischer Thronfolger

67 Sport Secondos im internationalen Fussball

VIRTUOS | SINNLICH



BUCHERER

1888

UHREN SCHMUCK JUWELEN

Basel Bern Davos Genève Interlaken Lausanne Locarno Lugano Luzern St. Gallen St. Moritz Zermatt Zürich
Berlin Düsseldorf Frankfurt Hamburg München Nürnberg | Wien | Paris | bucherer.com



«Ich begann mich manchmal schön zu finden»: Schauspielerin Schygulla. Seite 70

Interview

70 «Wie die Knospe einer Blume»

Die grosse Schauspielerin Hanna Schygulla über ihre schwere Geburt, die Kunst, ihre Männer und das Glück

Stil & Kultur

68 Stil & Kultur Blauer Augenblick

74 Bestseller

74 Natur «Green Porno»: «Brehms Tierleben» mit Isabella Rossellini

75 Literatur Wiederentdeckung der brasilianischen Schriftstellerin Clarice Lispector

75 Jazz Jochen Baldes Subnoder

76 Top 10

76 Kino «The Butler»

77 Fernseh-Kritik «Kursverlust»

78 Namen Von Zürich nach Dresden

79 Hochzeit Nathalie Pirkopf und Stefan Ramsauer

79 Thiel Sündenbeichte

80 Wein Tolaini Chianti Classico Riserva 2010

80 Die Besten Rush Hour

81 Auto Karmann Ghia Typ 14 Coupé 1974

81 Zu Tisch Restaurant «Vendôme», Bergisch Gladbach

82 MvH trifft Noemi Nadelmann, Sopranistin

Autoren in dieser Ausgabe

Volker Seitz



Von 1965 bis 2008 war Seitz in verschiedenen Funktionen für das deutsche Auswärtige Amt in Brüssel, Japan, Armenien und 17 Jahre lang in 7 Ländern Afrikas tätig. Im Artikel zum Thema seines Buches «Afrika wird armregiert» zeigt er auf, warum der Schwarze Kontinent die alleinige Verantwortung an den Flüchtlingsdramen trägt. Seite 32

Tom Kummer



Sein Comeback als *Weltwoche*-Autor wurde in den Schweizer Medien aufmerksam registriert und vermeldet. In dieser Ausgabe schreibt der 50-jährige Berner, der im Jahr 2000 wegen fiktiver Interviews in Ungnade gefallen war, über die Leinwand-Diva Mae West, die lange vor Pop-Sternchen Miley Cyrus die Grenzen des sexuellen Tabubruchs auslotete. Seite 56



HEISSER BÖRSENHERBST:
Anlagetrends, Produkte und Strategien finden Sie in dieser Ausgabe.

dp payoff



Die Wirkung macht den Unterschied.

Warenmuster im Briefkasten kommen immer gut an. Ein Streuwurf ist ideal zur schnellen Bekanntmachung von Neuheiten oder zur Absatzförderung. Ihr Produkt wird so für den Empfänger direkt erlebbar.

Fakten, Erfolgsgeschichten und Inspiration: post.ch/wirkung

DIE POST 

Wir sind dort, wo Sie sind.



**Kostenlose
Lieferung**



Wie, wo und wann Sie einkaufen, entscheiden Sie. Über 100 000 Artikel liefern wir Ihnen kostenlos nach Hause oder in eine Filiale Ihrer Wahl.
www.melectronics.ch

m electronics
MIGROS

Schöne neue Zeit

Von Urs Paul Engeler — Die Finanzindustrie fordert sie, der Bundesrat realisiert sie, die NZZ propagiert sie: die eilige Anpassung an die «neuen Verhältnisse».



Abschied von der selbstbestimmten Schweiz: Bundespräsident Pilet-Golaz (FDP), 1943.

Die Ereignisse marschieren schnell. Man muss sich ihrem Rhythmus anpassen.* Bereits 2014 werde das Bankgeheimnis am Ende sein, sagte Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) kürzlich in ihrem derzeitigen Hofblatt NZZ voraus. Dann nämlich werde bereits ein internationaler Standard für den automatischen Informationsaustausch (AIA) vorliegen, wie sie als Gastautorin schrieb: «In die entsprechenden Arbeiten wollen wir uns aktiv einbringen.» Und weiter diktiert sie: «Wir können uns nicht verschliessen.» Assimilation, und zwar dringlich, lautet die Losung der Stunde. Widerstand ist zwecklos, vorgestrig, nichts als dumm.

Denn die Lage hat sich verändert. Mächtige internationale Gremien wie die EU, die G-20 oder die OECD haben das Kommando übernommen und das demokratisch legitimierte Schweizer Bankenrecht zum Unrecht, zu ihrem Feind, erklärt. Um ihre gerechtere neue Welt zu schaffen, fordern sie Einblick in die Konten und Depots der Bürger. «Wir können uns nicht verschliessen», erklärt die entsprechende Bundesrätin, bei bockigem Beharren drohten der Finanzindustrie Nachteile.

Also wird die Schweiz über kurz oder lang Wladimir Putins Steuerverwaltung die Bankverbindungen seiner vermögenden Kritiker offenlegen, die zum Teil im Gulag schmoren, sowie linke oder rechte Regime in Mittel- und

Südamerika automatisch mit Informationen über die Finanzen Dissidenten versorgen. Die Schweizer Beamten werden das sogar aktiv von sich aus tun, «wenn Grund zur Annahme besteht, dass in einem anderen Mitgliedstaat ein steuerrechtlicher Verstoss begangen wurde». Und diesen Anlass geben, immer gemäss Anklageschriften, fast alle Putin-Gegner.

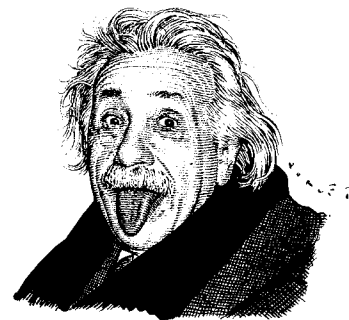
Paradigmenwechsel ohne Bürger

Nötig ist die Preisgabe von tradierten Bürgerrechten, um die Wünsche der Banken zu erfüllen. In der Hoffnung, lästige Kritiker ruhigzustellen und ungestört international agieren zu können, wollen sie den Schutz der Privatsphäre ihrer Kunden, der tief in der Schweizer Mentalität verankert ist, gegen ersehnte Marktzugänge eintauschen. «In wohlverstandem Eigeninteresse» solle die Schweiz sich «in die internationale Rechtsordnung einfügen», schrieb Urs Rohner, Präsident der Credit Suisse Group, in der NZZ der Finanzministerin nach. Er meint, dass zentrale «Werte und Grundsätze» einem Wechsel unterzogen werden müssten.

Schwer wird die Anpassung an die neuen Verhältnisse werden. Sofern wir alle – und das ist erste Pflicht – das tägliche Brot sichern wollen, welches den Körper ernährt, und die Arbeit, die die Seele stärkt, werden Hindernisse zu beseitigen sein, die

»» Fortsetzung auf Seite 14

Gehirn und Zunge



Albert Einstein, Genie aus dem Jenseits.

Der Physiker und Nobelpreisträger Albert Einstein (1879–1955) hinterliess der Menschheit seine bahnbrechenden Erkenntnisse über Materie, Raum und Zeit sowie sein illegal entnommenes Gehirn, das der Pathologe Thomas Harvey jahrzehntelang in zwei Konservengläsern bei sich zu Hause hortete, nachdem er seinen Job an der Universität Princeton wegen dieser Leichenpiraterie unter dem Deckmantel der Wissenschaft verloren hatte. Einstein wollte kremiert werden, seine Asche sollte über unbekanntem Gebiet verstreut werden. Die bei der Obduktion gestohlene Hirnmasse wog nur 1230 Gramm, verglichen mit dem Durchschnitt von 1400 Gramm. Harvey zerteilte sie in 240 Einzelstücke und gewann daraus unzählige Schnittpräparate, die er unter dem Mikroskop fotografierte. Erst 23 Jahre später kam ein Reporter dem makabren Fund auf die Spur und löste einen Nachfrageboom für Einstein-Präparate aus. Heute liegen die letzten Überreste des Gehirns, das nicht sterben darf, im Museum für Gesundheit und Medizin in Chicago. Der Chinese Weiwei Men hat jetzt das Geheimnis von Einsteins Intelligenz entschlüsselt: Es liegt im Corpus callosum, dem Hirnbalken, der die beiden Gehirnhälften mittels etwa 250 Millionen Nervenfasern verbindet. Diese Kommunikationsbrücke zwischen linkem (für das Rationale zuständig) und rechtem Areal (die kreative Seite) war bei Einstein besonders ausgeprägt.

Etwas einsteinscher Weltglanz fällt auf die Alte Kantonsschule in Aarau, wo er die Matura machte. Die ETH lehnte ihn nach dem Studium als Assistenten ab. Arbeit fand er als Patentbegutachter im Eidgenössischen Amt für geistiges Eigentum. Der Schöpfer der Formel $E=mc^2$ erkannte auch: Zwei Dinge sind unendlich, das Universum und die menschliche Dummheit. Als ihn Reporter an seinem 72. Geburtstag belagerten, streckte er der Welt spontan die Zunge heraus. Die legendäre Aufnahme des Fotografen Arthur Sasse gefiel Einstein so gut, dass er sie als Visitenkarte verschickte. Sie erscheint wie ein ferner Gruss an die Gehirnforschung.

Peter Hartmann

man noch vor weniger als einem Jahr für unübersteigbar gehalten hätte.

Das sieht der Wirtschaftschef der NZZ genau so, der der Finanzministerin überdies in einem Interview die passenden Stichworte liefert. Er ruft auf, «bewährte Schweizer Wertvorstellungen» nun getrost über Bord zu werfen und «die neuen Realitäten der letzten Jahre» zum künftigen Schweizer Massstab zu machen. «Höchste Zeit» sei es, den Wechsel vorzunehmen und die Eigenständigkeit aufzugeben: «Es muss in der Schweizer Finanzmarktpolitik gelingen, aus fruchtlosen politischen Grabenkämpfen um AIA und nationale Souveränität herauszufinden.» Eigenständigkeit Bremse.

Es ist nicht der Augenblick, wehmütig rückwärts zu schauen. Der Blick muss sich nun entschlossen nach vorwärts wenden, um mit allen unseren bescheidenen, aber dennoch nützlichen Kräften mitzuwirken an der Wiederherstellung der in Umbruch begriffenen Welt.

Weil nicht jeder Eidgenosse begreifen will, dass Rechte aufgegeben werden müssen, die der Bundesrat noch vor Jahresfrist als unverrückbar garantierte, schreitet der Bundesrat nicht basisdemokratisch, sondern autoritär voran. Er setzt Sachzwänge. Um die Schweiz in die internationale «steuerliche Konformität» (Widmer-Schlumpf) zu führen, unterzeichnet er im Halbjahrestakt OECD-Verträge, die dem Parlament zum Zwangskonsum aufgetischt werden. Und wenn die Räte einmal sich weigern, wie beim US-Deal, dann handelt er in Eigenregie. Die Bürger konnten sich zum Paradigmenwechsel nie äussern.

Zur Erreichung dieses Ergebnisses – das für die Rettung des Landes von kapitaler Bedeutung ist – werden wichtige Entscheidungen nötig sein. Und zwar nicht etwa solche, über die wir vorher lange beraten, diskutieren und abwägen können. Also Beschlüsse, die gleichzeitig überlegt und rasch auf Grund eigener Machtbefugnis zu fassen sein werden.

Grundlegende Umbauten müssen «ausserhalb veralteter Formen» eingeleitet und durchgezogen werden.

Die Opferung der finanziellen Privatsphäre gegenüber dem Ausland (und bald auch im Innern) ist eine Zeitenwende, der Abschied von der selbstbestimmten Schweiz. Aufzuhalten ist die Umwälzung nicht.

Der Zeitpunkt der inneren Wiedergeburt ist gekommen. Jeder von uns muss den alten Menschen ablegen. Gewiss wird dies nicht ohne seelische und materielle Schmerzen und Leid gehen.

* Die kursiv gesetzten Zitate stammen aus der berühmten Rede des damaligen Bundespräsidenten Marcel Pilet-Golaz (FDP) vom 25. Juni 1940, die von namhaften Historikern einhellig als «politische Kapitulation» vor dem Dritten Reich gewertet wird. 1943 musste Pilet-Golaz zurücktreten. Nach Meinung der Eliten können dessen Gesten der Unterwerfung nicht mit der aktuellen Politik verglichen werden.

Mehr zum Thema: Seite 36

Finanzplatz

Jagdsaison

Von Florian Schwab — Trader der UBS sollen Devisenkurse manipuliert haben. Wirklich?



Diffuse Verdächtigungen.

Ein Verdacht auf mögliches Fehlverhalten von Bankern genügt, damit sich feindselige Teile der Öffentlichkeit auf die angeblichen Übeltäter stürzen. Vor kurzem prangerte der Finanzblog «Inside Paradeplatz» zwei UBS-Banker namentlich an: Sie sollen fristlos entlassen worden sein, weil sie in Währungsmanipulationen verwickelt seien, die an den Libor-Skandal erinnerten. Etliche Medien druckten die Meldung ungeprüft. Zusätzliche Nahrung erhielt die Geschichte, als Finanzministerin Widmer-Schlumpf versehentlich von erwiesenen Devisenmanipulationen sprach.

Abenteuerliche Schlüsse

Die Berichte über die Entlassungen sind in einem Fall zweifelhaft – als Beleg genügte dem Journalisten, dass der in Stamford, USA, stationierte UBS-Devisenhändler das Telefon nicht abnahm. Aus dem Umfeld des Betroffenen verlautet, er sei nach der angeblichen fristlosen Entlassung normal zur Arbeit erschienen. Eine offizielle Bestätigung der Bank gibt es nicht.

Zudem ist keineswegs sicher, dass es überhaupt einen neuen Manipulationsskandal gibt. Klar ist nur, dass verschiedene Aufsichtsbehörden, darunter die Finma, Voruntersuchungen eröffnet haben. Anders als der Libor kommen Wechselkurse aber nicht durch Absprache weniger Banken zustande, sondern durch Transaktionen von Millionen von Marktteilnehmern.

Die Märkte, um die es geht, gehören zu den liquidesten überhaupt. Tag für Tag finden Devisengeschäfte im Wert von fünf Billionen US-Dollar statt. Angesichts der Grösse des Marktes und der gegenläufigen Interessen von Käufern und Verkäufern bezweifeln Finanzmarktpraktiker, dass eine systematische Manipulation möglich und gewinnbringend ist.

Ach ja: Bei «Inside Paradeplatz» nahm am Dienstagmittag niemand den Hörer ab.

Sozialpolitik

Lasst uns helfen

Von Lucien Scherrer — Schwierige Familien werden betreut. Ob es ihnen hilft, spielt keine Rolle.

Die Zuwanderung, so hört man oft, sichere Arbeitsplätze und Wohlstand. Tatsächlich besetzen Ausländer nicht nur Arbeitsplätze, die von den Einheimischen verschmäht werden. Sie schaffen auch neue Arbeitsplätze für Einheimische, die sich auf die Betreuung von Immigranten spezialisiert haben. In der Biologie nennt man das Symbiose. Jüngstes Beispiel: Im Kanton Zürich sollen künftig rund 800 «sozial benachteiligte Risikofamilien» von professionellen «Hausbesucherinnen» begleitet werden, wie die NZZ am Sonntag berichtet. Hinter dem grossangelegten Betreuungsplan steckt die Hochschule für Heilpädagogik in Zürich, die sich im Namen der Chancengleichheit auf die «Arbeit mit Migrationsfamilien» spezialisiert hat. In einer 2,5 Millionen Franken teuren, hauptsächlich vom Staat finanzierten Langzeitstudie (2011 bis 2015) untersucht sie derzeit anhand von 250 Familien, wie sich der Einsatz von «Besucherinnen» auf die Entwicklung der Kinder und des Familienlebens auswirkt.

«Positive Resultate», kaum messbar

Studienleiter Andrea Lanfranchi spricht bereits jetzt von einem «Erfolg»: Die Unterschiede zwischen betreuten und nicht betreuten Familien seien zwar «noch gering», aber «dennoch deutlich» (sprich: man sieht zwar kaum etwas, aber auch das ist mehr als nichts). So wollen die «Hausbesucherinnen» festgestellt haben, dass die Kinder ihrer Risikoklientel «besser schlafen» und sich häufiger die Zähne putzen. Trotz dieser dürftigen wissenschaftlichen Beweislage ist für die kantonale Verwaltung bereits heute klar: Den betreuten Risikofamilien gehört die Zukunft. Laut dem Bericht der NZZ am Sonntag soll das Projekt «aufgrund der positiven Resultate» in der Jugendhilfe verankert werden. Ein flächendeckendes Angebot mit staatlich besoldeten Betreuern würde nach Schätzungen des Kantons fünf bis sechs Millionen Franken jährlich kosten.

Professor Andrea Lanfranchi weiss jedoch schon jetzt, dass das gut investierte Geld sein wird: «Internationale Studien» würden «beweisen», dass für jeden investierten Franken Ersparnisse von drei bis sieben Franken resultierten. Das klingt gut, sicher ist indes nur: Setzt sich das Projekt tatsächlich durch, wird Lanfranchis Institution viele neue Helfer ausbilden dürfen, die ihrerseits stetig wachsenden Hilfsbedarf erkennen werden. High Noon im Speckgürtel.

Das Ende von Aids

Von Alex Reichmuth — Immer weniger Träger des HI-Virus sterben. Präventivmediziner klopfen sich auf die Schultern. Der Erfolg ist vor allem der Industrie zu verdanken.



Schlimmste Seuche der Menschheitsgeschichte: Stop-Aids-Kampagne.

Noch im Jahr 2002 verbreitete Aids grossen Schrecken. Das renommierte *British Medical Journal* warnte, die Immunkrankheit drohe die Pest als schlimmste Seuche der Menschheitsgeschichte abzulösen. Die Pest raffte im 14. Jahrhundert in Europa 40 Millionen Menschen dahin – ein Drittel der damaligen Bevölkerung. Bis 2010 müsse man aber mit 65 Millionen Aids-Toten rechnen, so das Journal weiter. Die amerikanische Informationsbehörde National Intelligence Council sagte 2002 den Tod eines Viertels der Bevölkerung in neun afrikanischen Staaten innert zehn Jahren voraus. Auch Unids, die Uno-Behörde zur Bekämpfung von Aids, warnte eindringlich und prophezeite 68 Millionen Tote bis 2020.

Die düsteren Vorhersagen haben sich nicht bewahrheitet. Aids ist zwar immer noch eine gefährliche Krankheit, die unermessliches Leid produziert. Aber die Zahl der Menschen, die an der Immunschwäche sterben oder sich mit dem HI-Virus infizieren, sinkt. Laut dem neuesten Jahresbericht von Unids starben letztes Jahr noch 1,6 Millionen Menschen an Aids. Das ist fast ein Drittel weniger als 2005, als die Sterbezahlen auf dem Höchststand waren. 2,3 Millionen Menschen infizierten sich neu mit dem HI-Virus, das Aids auslöst – ein Drittel weniger als elf Jahre zuvor. Bei den Kindern gingen die Infektionen gar um die Hälfte zurück.

Insgesamt sind heute weltweit rund 35 Millionen Menschen Träger des HI-Virus. Diese Zahl ist in den letzten Jahren nur noch schwach gestiegen. Die Uno sagt in ihrem neuesten Bericht gar das Ende von Aids als tödlicher Seuche bis 2030 voraus. Die Immunschwäche wäre künftig nur noch ein chronisches Gesundheitsproblem – ähnlich wie Diabetes oder Herz-Kreislauf-Probleme. Bereits heute ist Aids im Wesentlichen noch ein Problem des südlichen Afrika. Rund 70 Prozent aller HIV-Infizierten leben dort, und ebenfalls 70 Prozent aller Neuinfektionen finden dort statt.

Nurejew, Hudson, Mercury

Institutionen wie die Aids-Hilfe Schweiz, die sich der Prävention verschrieben haben, schreiben die Erfolge zwar vor allem ihren Programmen zu. Dank diesen könnten viele Neuinfektionen verhindert werden. Sicher trugen die Informationen von Präventivmedizinern über den Schutz vor Aids bei sexuellen Kontakten einiges dazu bei, dass HIV-Infektionen stark abnehmen. Doch dass Aids heute für viele Menschen nicht mehr eine tödliche Bedrohung darstellt, ist vor allem der Pharmaindustrie zu verdanken.

In den 1980er und 1990er Jahren waren die Ärzte noch machtlos gegen das heimtückische HI-Virus. Dieses ändert dauernd seine Form

und entzog sich so lange allen Bekämpfungsversuchen. Die Diagnose «HIV-positiv» kam damals einem Todesurteil gleich. Es starben auch viele Prominente – wie der Tänzer Rudolf Nurejew, der Schauspieler Rock Hudson oder der Rocksänger Freddie Mercury. Doch dann entwickelten Forscher der Pharmaindustrie sogenannte antiretrovirale Therapien. Dank diesen kann das HI-Virus in Schach gehalten werden. Zwar ist eine Heilung auch heute noch nicht möglich. Aber niemand, der HIV-positiv ist, muss mehr an Aids sterben – vorausgesetzt, entsprechende Medikamente stehen zur Verfügung. Heute gibt es über 25 Wirkstoffe gegen HIV. Dank modernen Behandlungen hat sich die Lebensqualität von Menschen mit dem Aids-Virus drastisch verbessert.

14 Millionen Menschen gerettet

Die Medikamente verhindern aber nicht nur den Tod, sondern auch weitgehend, dass das HI-Virus weitergegeben wird. Gemäss der Aids-Hilfe Schweiz senkt eine HIV-Therapie das Risiko einer Übertragung um bis zu 96 Prozent. Die Innovationen der Pharmabranche tragen damit wesentlich dazu bei, dass die HIV-Infektionen abnehmen.

Kommt dazu, dass immer mehr Menschen Zugang zu einer HIV-Therapie haben. Gemäss Unids profitierten allein letztes Jahr fast zehn Millionen HIV-Infizierte in Entwicklungsländern davon. Das sind dreimal mehr als noch fünf Jahre zuvor – ein grossartiger Erfolg. Das Ziel der Uno, bis in zwei Jahren 15 Millionen Menschen Zugang zu Aids-Mitteln zu verschaffen, liegt in Reichweite. Insgesamt haben diese Medikamente schon rund 14 Millionen Menschen vor dem Aids-Tod gerettet.

Die rasche Verbreitung der Aids-Medikamente ist wesentlich auf den Verzicht der Pharmaindustrie auf maximale Gewinne zurückzuführen. Der Basler Konzern Roche, eines der weltweit führenden Unternehmen in der Aids-Bekämpfung, stellt seine Medikamente in zahlreichen unterentwickelten Ländern zum Selbstkostenpreis zur Verfügung. Das bedeutet, dass das Unternehmen auf einen Beitrag zur Deckung seiner Entwicklungskosten verzichtet. In besonders armen Ländern gibt Roche gar seine Patentrechte ab und hilft Firmen, die die Aids-Medikamente des Konzerns kopieren wollen – um Menschenleben zu retten.

Dennoch wurden Roche und andere Pharmaunternehmen in der Öffentlichkeit jahrelang als Sünder angeprangert. «Roche auf der Anklagebank», titelte etwa der *Bund* 2002. Weil die Industrie nicht jede Forderung von Hilfswerken wie Heks oder der Erklärung von Bern sofort umsetzen wollte, behaupteten diese, die Preispolitik der Konzerne koste Menschenleben. Jetzt, da die Erfolge der Medikamente der Pharmamultis im Kampf gegen Aids immer offenkundiger werden, schweigen sich NGOs und Medien hingegen weitgehend aus.

Personenkontrolle

Brunner, Mörgeli, Tag, de Capitani, Tebartz-van Elst, Huonder, Schnüriger, Birrer-Heimo, Sommaruga

Die Meldung über den Zürcher Verwaltungsfilm, die vor einer Woche an dieser Stelle erschien, zeitigte offenbar sofort Wirkung. Die Universität Zürich strich Oberstaatsanwalt **Andreas Brunner** umgehend aus dem Dozentenverzeichnis des sogenannten CAS MedLaw, eines berufsbegleitenden Studiengangs, den die Rechts- und die Medizinwissenschaftliche Fakultät gemeinsam anbieten. Offensichtlich schätzen Universität und Oberstaatsanwaltschaft die Gefahr als reell ein, dass Brunner durch dieses Engagement befangen scheinen könnte. Grund ist das Amtsgeheimnisverlet-



Streichung: Oberstaatsanwalt Brunner.

zungsverfahren, das die Uni gegen ihren geschassten Mitarbeiter **Christoph Mörgeli** angestrengt hat. Co-Leiterin des CAS MedLaw ist ausgerechnet Rechtsprofessorin **Brigitte Tag**, die am berüchtigten Jütte-Bericht mitschrieb, der Mörgeli belastet. Die Autorenschaft des Berichts war geheim. Dass Tag daran beteiligt war, machte Mörgeli publik – was wiederum Anlass gab für das Strafverfahren gegen Mörgeli. Neben diesen möglicherweise auch juristisch relevanten persönlichen Verflechtungen begründet Brunners Lehrtätigkeit im Auftrag von Professorin Tag auch eine finanzielle Abhängigkeit. «Der Lehrkörper wird für seine Tätigkeit separat entschädigt», hält das Reglement des CAS MedLaw fest. Ob die hastige nachträgliche Streichung Brunners aus der Dozentenliste reicht, um den Anschein von Befangenheit aus der Welt zu schaffen, bleibt abzuwarten. Der Kurs begann nämlich schon im März. Überdies steht mit **Alex de Capitani** ein weiterer Zürcher Staatsanwalt auf der Dozenten- und Lohnliste. (*gut*)

Franz-Peter Tebartz-van Elst, Bischof von Limburg, bewegt nicht mehr nur in Deutschland die Gemüter. Die kostspieligen Architekturträume und der luxuriöse Lebensstil des Kirchenmanns sind auch hierzulande zum



117 000 Franken für 50 %: Katholik Schnüriger.

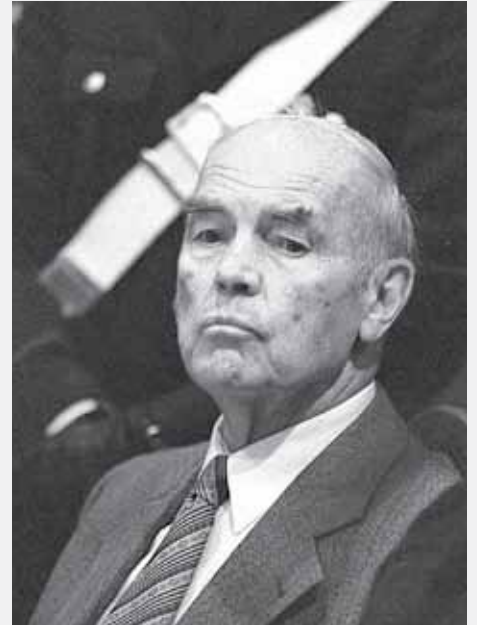
Thema geworden. Der *Blick am Abend* hat deshalb die Frage gestellt, wie denn die Schweizer Bischöfe residieren. Eine Umfrage förderte wenig Spektakuläres zutage. **Vitus Huonders** bleibe im bischöflichen Schloss in Chur beispielsweise sehe aus wie eine normale Wohnung. Den Lohn des Bischofs gibt das Bistum mit 90 000 Franken an. Tatsächlich sind es in der Schweiz nicht die Bischöfe, die auf Rosen gebettet sind, sondern die Chefbeamten der kantonalen Kirchenkörperschaften. **Benno Schnüriger**, Präsident der katholischen Synode des Kantons Zürich, kassiert für ein Halbjahr 117 000 Franken im Jahr. Die weiteren Mitglieder des Synodalrats erhalten 65 000 Franken für ein 35-Prozent-Mandat. (*cal*)

Auch Genossen tragen heutzutage gern ein weisses Hemd. In der aktuellen Ausgabe von *links*, der Mitgliederzeitung der SP Schweiz, klebt ein Prospekt des Modehauses Walbusch, mit einer «Kennenlern-Aktion»: Zwei Hemden zum Preis von einem, also für nur 99 Franken. Die Schweizer Konsumentenschützer kennen den Hemdenspezialisten aus Deutschland allerdings bereits. Wer in der Schweiz wohnt, kann nur über die Schweizer Website bestellen, nicht über die deutsche: Dort gäbe es derzeit zwei Hemden für 50 Euro. Ein Fall für die Luzerner SP-Nationalrätin **Prisca Birrer-Heimo**, die als Nachfolgerin von Bundesrätin **Simonetta Sommaruga** (SP) die Stiftung für Konsumentenschutz präsidiert: Sie wollte mit einer Motion jene Unternehmen, die der Schweizer Volkswirtschaft massiv schaden, weil sie «in der Schweiz importierte Markenprodukte zu erheblich höheren Preisen vertreiben als im Herkunftsland», dem Preisüberwacher unterstellen. (*sär*)



Ein Fall für sie: SP-Nationalrätin Birrer-Heimo.

Nachruf



«Eine Erfindung»: SS-Offizier Priebke.

Erich Priebke (1913–2013) — Bis ans Ende seiner Tage hat Erich Priebke keine Reue gezeigt. Seine Verantwortung für das Massaker von 335 Italienern – Hitlers Rache für ein Attentat auf deutsche Soldaten – stritt der ehemalige SS-Hauptsturmführer stur ab, obwohl er aktiv daran beteiligt gewesen war. Schuld am Massaker seien nicht die Deutschen gewesen, behauptete er, sondern die Partisanen, die die Bombe auf die Nazi-Truppen geworfen hatten.

Unbelehrbar bis an sein Lebensende, fälschte Priebke die Geschichte. Der Holocaust sei «eine Erfindung», und die Alliierten hätten den Deutschen «fälschlicherweise» Kriegsverbrechen zugeschrieben. Er pries sich als «einen der letzten Nazis» und behauptete: «Man hat mich zum Sündenbock gemacht.» Er habe sich aber entschieden, sich selbst «treu zu bleiben». In der Neonazi-Szene wurde er dafür verehrt.

Für alle anderen aber ist Priebke auch nach seinem Tod unwillkommen. Argentinien, wo er bis 1994 unbehelligt leben konnte, lehnt es ab, Priebkes sterbliche Überreste zu übernehmen. Auch in Rom, wo er den Rest seines Lebens verbrachte, soll er kein Begräbnis erhalten. Das Bistum, an dessen Spitze Papst Franziskus steht, will keine Trauerfeier zulassen. Selbst in seiner Geburtsstadt Hennigsdorf heisst es, man habe «kein Interesse, einen Kriegsverbrecher zu begraben». Mit einer Einäscherung dafür zu sorgen, dass vom Nazi-Verbrecher keine Spur bleibe, wäre wohl das Beste, sagt Efraim Zuroff vom Simon-Wiesenthal-Zentrum.

Pierre Heumann

Silhouette®
AUTHENTIC EYEWEAR. SINCE 1964.

Patrick Dempsey trägt
TITAN MINIMAL ART

ELITE SHOW STYLE

Optivision SA
Aarbergstrasse 121b
2502 Biel
www.optivision.ch

Optic 2000
Center Brügg
Erlenstrasse 40
2555 Brügg BE
www.optic2000.ch

Büchi Optik
Kramgasse 25
3011 Bern
www.buechioptik.ch

Heinz Wallimann Optik
Bernstrasse 24
3053 Münchenbuchsee

VisuellOptic
Bernstrasse 30
3280 Murten
www.visuelloptic.ch

Frei Augen-Optik GmbH
Rauracherstrasse 33
4125 Riehen
www.freiioptik.ch

Optic Clavadetscher
Ochsengasse 2
4460 Gelterkinden
www.optic-clavadetscher.ch

Bloesser Optik AG
Neumarkt 2
5200 Brugg
www.bloesser-optik.ch

Augenoptik Kuhn AG
Theaterplatz 1
5400 Baden

Hören + Sehen Kessler
Weite Gasse 31
5400 Baden

Strebel Optik AG
Landstrasse 90
5430 Wettingen
www.strebeloptik.ch

Optik Ott
Lindenhof + Lindenstrasse 2
6060 Sarnen
www.optik-ott.ch

Optik Schumpf & Baggenstos AG
Bundesplatz 6
6300 Zug
www.optikzug.ch

Herzog Optik AG
Neudorf Center
6330 Cham
www.herzog-optik.ch

Mythen-Time AG
Mythen Center Schwyz
6438 Ibach
www.mythen-time.ch

Stadelmaier Optik AG
Bahnhofplatz 10
7000 Chur
www.stadelmaier.ch

Dr. Castberg Optometry
Bahnhofstrasse 38
7302 Landquart
www.dr-castberg.ch

Vogel Optik AG
Via Maistra 17
7500 St. Moritz
www.vogel-gp.ch

Nielsen Optik AG
Bleicherweg 5
8001 Zürich
www.nielsen-optik.ch

Gautschi Optik Zürich AG
Uraniastrasse 7
8001 Zürich
www.gautschi-augenoptik.ch

Augenkontakt
Wehntalerstrasse 540
8046 Zürich-Affoltern
www.augenkontakt.ch

Witiker Optic AG
Zentrum Witikon
8053 Zürich
www.witikeroptic.ch

Optik Krüsi AG
Stadthauspassage
8302 Kloten
www.optikkruesi.ch

Kaune Optik
Usterstrasse 30
8600 Dübendorf
www.kaune.ch

Optic 2000 Volki-Land
Industriestrasse 1
8604 Volketswil
www.vogt-optik.ch

Seedamm-Optik AG
Seedamm-Center
8808 Pfärfikon SZ
www.seedamm-optik.ch

Gübser-Optik
Bahnhofstrasse 12
8880 Walenstadt
www.gubser-uhr-opt.ch

Ryser Optik AG
Metzgergasse 2
9004 St. Gallen
www.ryseroptik.ch

Kühnis Brillen
Gerbergasse 1
9450 Altstätten
www.kuehnis.ch

Federer Augenoptik AG
Grünastrasse 25
9470 Buchs
www.federerbu.ch

China wächst, Russland schrumpft

Von Hansrudolf Kamer — Die beiden Giganten Asiens, China und Russland, erleben Aufstieg und Niedergang. Das Ungleichgewicht vergrößert sich vor allem im Fernen Osten.



Das Gruppenbild in Bali zeigt zwei wichtige Staatenlenker in ihren farbigen Hemden prominent in der Mitte der ersten Reihe, Xi Jinping und Wladimir Putin. Ganz oben rechts, abgeschoben

im Hintergrund, steht der Amerikaner – nur der Aussenminister, John Kerry. Verrät das Bild mehr als tausend Worte?

Die vergangene Woche stand im Zeichen ostasiatischer Gipfeltreffen und bilateraler Zusammenkünfte, an denen einer fehlte: Barack Obama. Dieser hatte seine Asienreise abgesagt mit der Begründung, die Haushaltskrise zu Hause bedinge seine Anwesenheit in Washington. Doch die Abwesenden liegen immer falsch. Wer sein Heimterrain nicht im Griff hat, zeigt nach aussen und im Kreis der Grossen Schwäche.

Für die Gastgeber der Gipfeltreffen in Bali (Apec) und Brunei (Asean) war die Begründung von Obamas Absage ein Zeichen, dass das westliche Demokratiemodell eher schlecht funktioniert. Der «asiatische Weg» mit autoritärer Führung und staatlichem Dirigismus in Gesellschaft und Wirtschaft wirkt da überzeugender.

Xi Jinping nutzte die Gelegenheit, um sich in Szene zu setzen. In Bali verkündete Xi den Gipfelteilnehmern selbstbewusst, der Asien-Pazifik-Raum werde dereinst die Welt anführen. Unausgesprochen, aber angedeutet war: China empfiehlt sich als Leitmodell. Sein Auftreten an den Jamborees der Mächtigen und bei den Visiten in Malaysia und Indonesien lieferte die Schlagzeilen in den asiatischen Medien.

Der reiche Onkel aus China kam mit Geschenken. Investitionsversprechen stimmten die Gastgeber in Kuala Lumpur und Jakarta günstig. Ministerpräsident Li Keqiang bereiste in ähnlicher Mission Vietnam und Thailand. In der chinesischen Presse verlautete mit gesteuertem Überschwang, in der Asien-Diplomatie strahle Xi Jinping als der hellste Stern am Firmament.

Der helle Stern war in letzter Zeit viel unterwegs. Vor dem Südostasien-Trip war er in Zentralasien und wilderte in Russlands altem Hinterhof. Er legte neue Bausteine für die Energieversorgung seines Landes. Bis vor kurzem

war es der alte russische Kolonialherr gewesen, der die Energiemärkte und die Infrastruktur dieser Region dominierte. China ist nun bereits der grösste Handelspartner von vier der fünf zentralasiatischen Republiken – die Ausnahme ist Usbekistan.

Während sich der Westen langsam aus Afghanistan zurückzieht, macht sich China in der Nachbarschaft breit. Für die langfristige russische Strategie wirft das Probleme auf, die Kopfzerbrechen verursachen. Putin setzt kurzfristig auf wirtschaftliche Zusammenarbeit, ergänzt aber durch eine Modernisierung der eigenen Streitkräfte.

Stalin hätte gehandelt

An der Oberfläche ist alles geregelt. China und Russland predigen Kooperation in der Schanghai-Organisation für Zusammenarbeit und haben im Sommer letzten Jahres grössere gemeinsame Marinemanöver durchgeführt. Doch im Kreml gibt es solche, die davon überzeugt sind, dass China seine Ansprüche im Fernen Osten irgendwann aufs Tapet bringen wird. Deng Xiaoping gilt als der Vater der Langfrist-Strategie unter dem Schlagwort: «Verbirg deine Stärke und warte auf deine Zeit.»

Genährt wird der russische Verdacht durch ein immer grösser werdendes Ungleichgewicht in der Bevölkerungsentwicklung,

ergänzt durch eine Welle illegaler Einwanderung, die Peking nicht unterbindet. Nur etwas mehr als sieben Millionen bevölkern noch den immensen russischen Osten, während es in Nordostchina über siebzig Millionen sind, mit stark zunehmender Tendenz.

Der Gouverneur des Primorski Krai, der Küstenregion mit Wladiwostok, schlug im Juni Alarm und verlangte von Moskau, es müsse fünf Millionen Russen von Europa an den Pazifik umsiedeln. Stalin hätte das ohne weiteres getan, doch die Zeiten ändern sich.

Es geht um altes chinesisches Gebiet. Russische Kosaken waren im 17. Jahrhundert an den Pazifik vorgedrungen. Beim Vormarsch nach Süden gerieten sie in Konflikt mit den Mandschu. Der heutige Grenzverlauf zwischen Russland und China beruht auf den Verträgen von Aigun (1858) und Peking (1860). Diese beiden Abkommen gehören zu den «ungleichen Verträgen», die der schwachen Qing-Dynastie von der Aussenwelt aufgezwungen wurden. China hat das *Fait accompli* nie formell akzeptiert.

Historische Ressentiments schlummern, und der wachsende Bevölkerungsdruck könnte sich mit virulentem Nationalismus vereinen. China hat seine Ansprüche im Ost- wie im Südchinesischen Meer rabiat vertreten und aus seiner grundsätzlichen Absicht, Taiwan heim ins Reich zu holen, nie ein Hehl gemacht.

Zurzeit herrscht Diplomatie. Xi Jinping versucht, die Wogen zu glätten. Amerikas Lähmung wird zur Schadenbegrenzung genutzt. Doch diesen Sommer hat Putin grössere Militärmanöver in der Fernost-Provinz und auf Sachalin, der Insel nördlich von Japan, durchführen lassen. Der Marine-Teil galt Nippon, der Land-Teil aber China. Kampfflos wird Russland das sich leerende Land nicht räumen.



Ganz oben rechts, abgeschoben im Hintergrund, steht der Amerikaner: Apec-Gipfel in Bali.

Geben Sie Ihrer Hypothek neuen Halt. UBS Hypo Check.



Jetzt Termin vereinbaren:
www.ubs.com/hypotheken
oder Telefon 0800 868 402

Finanzieren ist unser Handwerk seit 1862.

Als Besitzerin oder Besitzer einer Liegenschaft stehen Sie immer wieder vor wichtigen Entscheidungen. Hier hilft Ihnen der UBS Hypo Check. Wir beraten Sie fundiert und kompetent rund ums Thema Finanzierung, sei es in Bezug auf eine geplante Renovation, eine anstehende Erneuerung der Hypothek oder Steuerfragen. So sparen Sie sich nicht nur viele Umtriebe, auch finanziell erarbeiten wir für Sie die optimale Lösung.

Best Bank in
Switzerland



Wir werden nicht ruhen



*terra
vite
vita*

WEBSHOP di BINDELLA



www.bindellaweine.ch

Benvenuti in unserem Webshop.
Hier finden Sie die ganze Vielfalt unseres Weinsortiments.

Vom grossen Klassiker zum auserlesenen Juwel.
Mit Schwerpunkt Italien – von Nord bis Süd.

Ergänzt durch Qualitätsweine aus Spanien, Frankreich,
Argentinien, Neuseeland, Chile und den USA.

Hier erfahren Sie auch alles über wechselnde Spezialangebote
sowie geplante Degustationsanlässe, Weinseminare und -reisen.

Wir freuen uns auf Ihren Besuch.

Herzlich

Audi Bindella

Geniessen Sie Ihre Freude am Wein auch in unserer **Vinoteca di Bindella**.
Fachsimpeln, entdecken, sich begeistern lassen. Und die aktuellen Promotions-Weine degustieren.
Hönggerstrasse 115 | 8037 Zürich | T 044 276 62 51 | Mo bis Fr 10 – 18.30, Sa 9.30 – 16 Uhr



BINDELLA

Bindella Weinbau-Weinhandel | Hönggerstrasse 115 | 8037 Zürich | T 044 276 62 62 www.bindellaweine.ch www.bindella.ch

Zwei Espresso für ein GA

Von Silvio Borner — In der Schweiz werden immer mehr Wege mit der Bahn zurückgelegt. Anstatt die Intensivnutzer zur Kasse zu bitten, soll der Steuerzahler weiterhin die meisten Kosten tragen.

In der Sozial- und Energiepolitik ist der Teufel los; es toben erbitterte politische Auseinandersetzungen. Währenddessen hat sich der Verkehr im Untergrund leise zu einem größeren Problem gemausert, auf das der Think-Tank Avenir Suisse mit distanzierter Weitsicht und ökonomischer Klarsicht antwortet: Der Kapazitätsausbau auf Strasse und Schiene ist eine teure Scheinlösung. Stattdessen schlagen die Ökonomen von Avenir Suisse vor, dass die tatsächlichen Nutzer vermehrt die Kosten tragen sollen, das so genannte Mobility Pricing. Sie zeigen an ausländischen Beispielen, wie das funktioniert. In der Schweiz erntete der Vorschlag fast nur Proteste, ja Empörung.

Dabei ist der Handlungsbedarf offenkundig. Im Bahnverkehr stellen wir seit dem Jahr 2000 eine Zunahme der Personenkilometer um 54 Prozent fest. Von einer Verlagerung von der Strasse auf die Schiene kann nicht die Rede sein, weil auch die Autobahnkilometer um 40 Prozent zugenommen haben. Immer lauter werden die Klagen über überfüllte Züge, obwohl die Auslastung rund um die Uhr nur 32 Prozent und die der Regionalzüge nur gerade 20 Prozent erreicht. Fluglinien mit so vielen leeren Sitzen wären längst in Konkurs gegangen. Deshalb optimieren sie die Flugpläne laufend und differenzieren die Preise geschickt.

Beim Bahnverkehr ist die Ausgangslage anders. Die Nutzer zahlen nur etwa vierzig Prozent der gesamten Kosten. Der Löwenanteil von sechzig Prozent ergibt sich aus einem intransparenten Gestrüpp von staatlichen Beihilfen. Diese zahlt zu schlechter Letzt der Steuerzahler. Der vom Steuerzahler bezahlte *tax price* ist somit im Schnitt deutlich höher als das vom Bahnkunden bezahlte Billett.

Während bei einem privaten Gut (etwa einer Wurst) alle denselben (Markt-)Preis bezahlen, aber unterschiedliche Mengen verbrauchen, ist es bei einem öffentlichen Gut (etwa den Ausgaben für die innere und äussere Sicherheit des Landes) gerade umgekehrt: Alle kommen in den Genuss derselben Sicherheit, aber jeder Einzelne zahlt je nach Einkommen und Steuertarif einen individuellen Preis. Eine Bahnfahrt ist aber kein öffentliches Gut, sondern eine staatlich subventionierte private Dienstleistung. Im Gegensatz zu den Billett- oder Abo-Preisen, die für alle Käufer gleich

sind, ist der *tax price* aber von Person zu Person sehr verschieden, je nachdem, wie viel Bahn wir fahren oder wie viel wir verdienen.

Ein Beispiel: Ich bin in meiner bald fünfzigjährigen Erwerbstätigkeit immer zu Fuss zur Arbeit gegangen. Von den Bahnsubventionen habe ich dabei nicht profitiert, aber viel Steuern dafür bezahlt. Den Schuhsohlenverschleiss konnte ich nicht einmal steuerlich absetzen. Anders sieht es beim Berufspendler aus, der pro Arbeitstag 200 Kilometer in der Bahn verpendelt (im Jahr macht das rund 50 000 Kilometer). Dafür bezahlt er mit Generalabonnement 3500 Franken. Diese kann er jedoch als Steuerabzug geltend machen, zudem kann er etwa auf ein «U-Abo» der Region verzichten und ein paar Privatreisen finanzieren, so dass man netto von etwa 2000 Franken für das reine Berufspendeln ausgehen kann. Dividiert man diesen Betrag durch die 50 000 Kilometer, ergibt das einen Preis von vier Rappen pro Kilometer oder zwei Espresso pro Arbeitstag. Ganz schön billig, kann man da nur sagen! Kein Wunder, sind die Züge auf typischen Pendlerstrecken überfüllt – vor allem in den Stosszeiten, denn ansonsten fahren sie halbleer durch die Gegend.



Modell Flugverkehr

Anstatt die Preise je nach Zeit und Strecke zu differenzieren wie im Flugverkehr, will die Politik die Kapazitäten und Fahrplandichten schier endlos ausbauen und die Finanzierung erst noch in einen Infrastrukturfonds verpacken, der dem ordentlichen Budgetprozess entzogen sowie ineffizient alimentiert und «investiert» wird. Was für jeden Ökonomen selbstverständlich ist – nämlich die Preise nach verschiedenen Knappheitskriterien örtlich und zeitlich zu differenzieren –, wird gemäss einer repräsentativen Befragung von 71 Prozent der Bevölkerung glatt abgelehnt.

Es muss also noch viel Überzeugungsarbeit geleistet werden. Fast hat man den Eindruck, dass die Bahnkunden nur an die effektiv bezahlten Billett- und Abo-Preise denken und die Steuerpreise einfach «vergessen». Oder setzen sich einfach jene Interessengruppen medial und politisch durch, deren *tax prices* sehr niedrig sind, indem sie ihre Pfründen als «Service public» ausloben und so der Kritik entziehen?

Wir sind Boris

Von Henryk M. Broder — Der ehemalige Tennisspieler hat das Buch des Jahres geschrieben.



Es ist wie bei «Dinner for One», der Silvester-Show: «The same procedure as every year.» Wer bekommt den Deutschen Buchpreis, der vom Börsenverein des

Deutschen Buchhandels vergeben wird? Und egal, wen die Jury kürt, für die eine Fraktion im Feuilleton ist es der richtige, für die andere der falsche Preisträger. Dieses Jahr fiel auch die Vergabe des Literaturnobelpreises in die Zeit der Buchmesse, was für zusätzlichen Gesprächsstoff sorgte.

Aber das Buch des Jahres 2013 war weder ein Roman von Terézia Mora noch eine Erzählung von Alice Munro. Es war die Biografie von Boris Becker: «Das Leben ist kein Spiel». Dass Sportler bzw. Schauspieler, die sich zur Ruhe gesetzt haben, ihre Erinnerungen aufschreiben bzw. schreiben lassen, die in der Regel niemand lesen will, ist nicht neu. Becker freilich, der von Beruf nicht nur Spieler, sondern auch ein Exhibitionist ist, der sogar seine Fans zum Fremdschämen zwingt, setzt neue Massstäbe. Obwohl er kaum etwas enthüllt, was nicht schon bekannt wäre, steht seine Biografie auf Platz zwei der *Spiegel*-Liste, vor meinem Europa-Buch, das den neunten Platz besetzt. Deswegen bin ich befangen, mehr noch, ich bin gekränkt und neidisch. Es ist mir kein Trost, dass er von allen Kritikern verrissen wird: Er habe sich mit diesem Buch keinen Gefallen getan, so wie er früher den Bällen hinterherlief, so hechte er nun von Fettnapf zu Fettnapf.

Wollte man dem Phänomen Becker, diesem dröhnenden Hohlraum, etwas Grundsätzliches abgewinnen, könnte man sagen: Becker, das sind wir. Wir sind alle Boris, die einen mehr, die anderen weniger. Ein Blick in das Gesicht des mehrfachen Wimbledon-Siegers, und man weiss, was mit der deutschen Gesellschaft passiert ist. Ihre besten Zeiten liegen hinter ihr. Sie ist fett, selbstgerecht und selbstzufrieden geworden, sie lebt vom Ersparten und Ererbten, ihr Selbstbewusstsein hängt vom Ausgang der Fussball-WM ab, ihre Moral von der Aussenhandelsbilanz. Sie ist infantil und senil zugleich. Ein Volk, das seine Kanzlerin «Mutti» nennt, an die Klimakatastrophe glaubt und «Geiz» für «geil» hält, wird von Boris Becker angemessen repräsentiert. Es stimmt: Das Leben ist kein Spiel. Es ist eine Schmiere.

Basler Missklang im Leierkasten

Von Christoph Mörgeli

Der Bundesrat rechnet mit einer besinnlichen Adventszeit. Und mit einer festlichen Weihnachtszeit. Und mit einer fröhlichen Silvesterzeit. Darum setzt er die Volksabstimmung über die SVP-Masseneinwanderungsinitiative auf den 7. Februar 2014 an. Damit möglichst wenig Zeit bleibt, um den Meinungskampf zu führen. Und damit sich während der Festtage unfromme Abstimmungsplakate von selber verbieten. Denn wie ein Gräslein im Herbstwind zittert unsere Regierung vor diesem Plebiszit.

Süsser die Glocken nie klingen. Im Vorfeld dieser Abstimmung werden wir von Bundesrat, Parteizentralen und Economiesuisse lauter Frohbotschaften hören. Die Zuwanderung ist alternativlos. Die Zuwanderung bringt uns allen etwas. Die Zuwanderung nützt der Schweiz. Das schönste Vorweihnachtsmärchen vernehmen wir aber vom Bundesamt für Statistik: «Immer mehr Schweizer sowie Ausländer verlassen die Schweiz.» Hurra. Die Zuwanderung ist eigentlich eine Abwanderung.

Zwar sind im Jahr 2012 149 000 Personen neu in die Schweiz eingewandert. Der Saldo von Zuwanderung und Auswanderung beträgt 80 000 Personen in Richtung Schweiz. Der Ansturm der Deutschen ist gegenüber 2011 fast unverändert. Damit sind die Schlagzeilen über erfolgreiche deutsche Lockveranstaltungen zur Rückkehr in den hoch innovativen Norden als billige Ablenkung enttarnt. Auch der Essay «Nichts wie weg!» eines Heimkehrers in der *NZZ am Sonntag* steht so seltsam in der Landschaft wie der Vorwurf dieses Germanen an uns Schweizer über hiesigen Antisemitismus. Die Zahlen der Südeuropäer sind stark angestiegen. Das Plus ist grösser als zwischen 1994 und 2006.

Der Online-Mainstream überschlug sich fast vor Begeisterung. Der *Tages-Anzeiger* beruhigte: «Immer mehr Menschen verlassen die Schweiz». Die *NZZ* frohlockte: «Über 100 000 Menschen haben die Schweiz verlassen». Auch der *Blick* gab Entwarnung: «Auswanderung aus der Schweiz so hoch wie seit 20 Jahren nicht mehr». Bei diesem lärmigen Petardenknallen ging gewolltermassen unter, dass nach wie vor massiv mehr Menschen ein- als abwandern. Die *Basler Zeitung* entzog sich dem Leierkastenge-dröhn und titelte: «Die Zuwanderung in die Schweiz hält an». Ebenso unaufgeregt wie korrekt. Für mich Zürcher beinahe ein Grund, mich statt auf die Jahresendfeste auf die Basler Fasnacht zu freuen.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Spuk sofort beenden

Von Peter Bodenmann — Was tun gegen alte Gespenster? Massnahmen zum schnellen Strukturwandel.



Angst vor den Fremden: Nationalrat Schwarzenbach, 1970.

Bayern und Baden-Württemberg entwickeln sich wirtschaftlich besser als die Schweiz. Fast niemand will das wissen. Im privaten Leben werden solche Wahrnehmungsstörungen fachgerecht behandelt.

Bayern und Baden-Württemberg kennen – wie die Schweiz – Zuwanderung. Das geht nie ohne Probleme. Wirkliche Probleme haben jene Bundesländer, die unter Abwanderung leiden.

Vor vierzig Jahren unterstützten grosse Teile der Arbeiterschaft und des vom Ende des Fordismus bedrohten Kleinbürgertums James Schwarzenbach. Heute hat sich die Angst vor den Fremden in die neuen Mittelschichten hineingefressen. Auch unter den Medienschaffenden nimmt die Zahl jener zu, die fremdenfeindlich hyperventilieren.

Die alte wie die neue Fremdenfeindlichkeit hat den gleichen Grund: Konkurrenz am Arbeitsplatz tut weh. Die Mieten sind zu hoch. Die Krankenkassenprämien steigen Jahr für Jahr. Das Fleisch ist in Basel doppelt so teuer wie in Lörrach. Überall werden die Gebühren erhöht, um die Steuern für die Reichen zu senken. Die Teuerung wird nicht korrekt ausgewiesen. Die realen Löhne sinken.

Wer die Einwanderungsinitiativen bekämpft, müsste einen Plan B in der Schublade haben. Für den Fall von deren Annahme. Damit nicht die produktiven Sektoren der Schweizer Wirtschaft unter den parasitären leiden.

Punkt 1 — Sofortige Senkung der Zölle für landwirtschaftliche Produkte auf EU-Niveau. 50 000 Arbeitskräfte würden samt Anhang in die EU abwandern. Oder endlich etwas Vernünftiges machen.

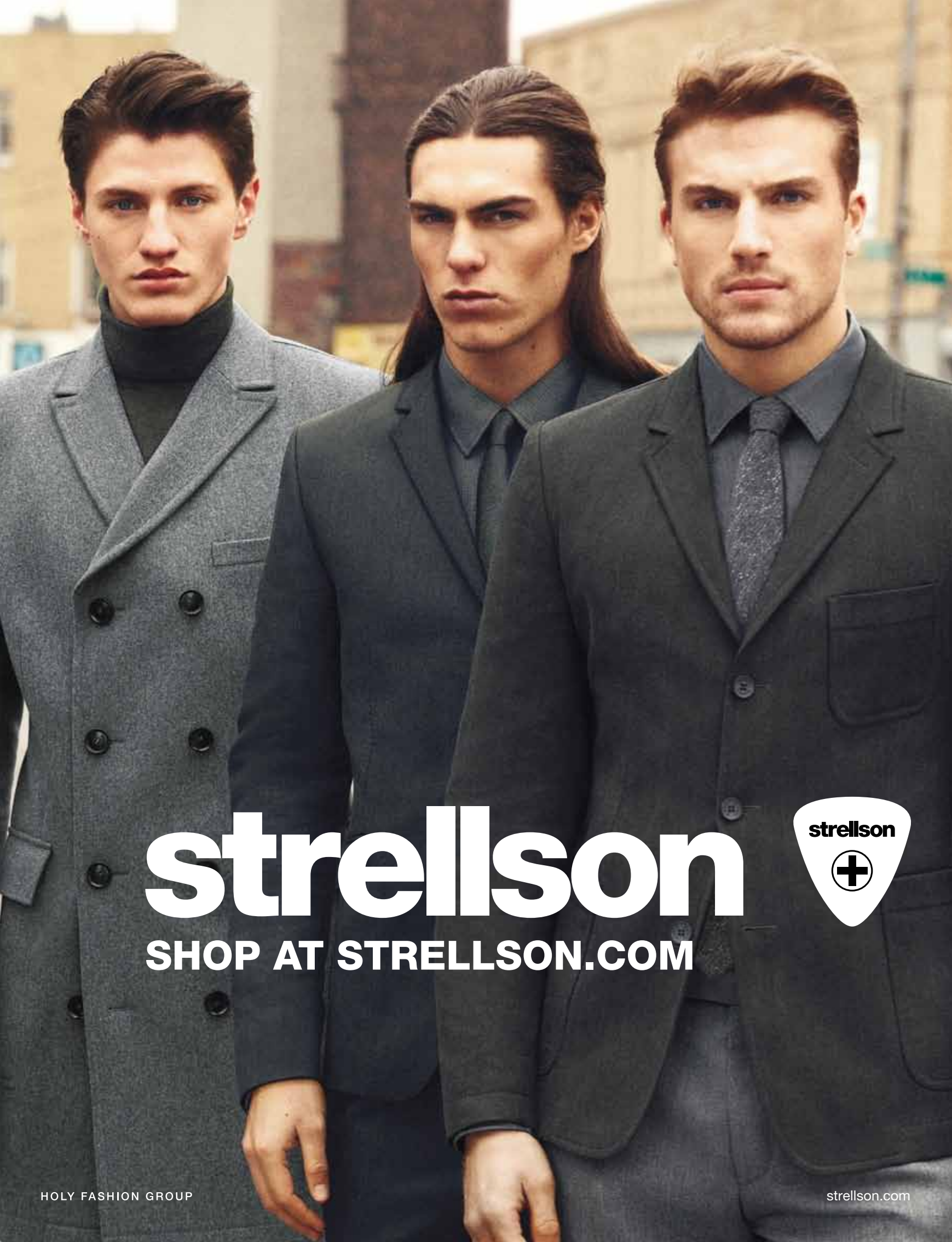
Punkt 2 — Ultrascharfes Kartellrecht, damit zu aufwendige Vertriebsstrukturen wegschmelzen wie der Schnee vom letzten Winter. **Punkt 3** — Frauen und Männer, die lieber zu Hause ihre Kinder betreuen wollen, statt einer Erwerbsarbeit nachzugehen, werden steuerlich abgestraft, der Mindestlohn wird auf 4500 Franken erhöht.

Punkt 4 bis 10 — Weitere Massnahmen zum schnellen Strukturwandel, der Arbeitsplätze vernichtet und die Löhne der verbleibenden Arbeitsplätze massiv anhebt.

Avenir Suisse und Economiesuisse müssten bis Ende November 2013 eine entsprechende Vorlage ausarbeiten. Die Mehrheit von National- und Ständerat müsste sich daraufhin bereiterklären – nach einer allfälligen Annahme einer der hirnrissigen Initiativen –, diese mittels Dringlichen Bundesgesetzes genau so und nicht anders umzusetzen.

Der Spuk wäre vorbei, bevor er richtig angefangen hat. Stattdessen müssen wir uns in den nächsten Monaten und Jahren jeden fremdenfeindlichen Stuss anhören.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



strellson



SHOP AT [STRELLSON.COM](https://www.strellson.com)



Ittinger-Amber-Wochenende

Klösterlicher Genuss zu gewinnen

Verbringen Sie einen unvergesslichen Abend inkl. Übernachtung für zwei Personen in der Kartause Ittingen, und erfreuen Sie sich an kulinarischen Genüssen, Kultur und Natur in klösterlicher Idylle.

Die Kartause Ittingen, ein Kartäuserkloster mit über 800-jähriger Geschichte, ist heute ein Ort der Begegnung und in kulturgeschichtlicher Hinsicht von europäischer Bedeutung. Die historischen Gebäude an der Thur wurden gekonnt mit moderner Architektur und zeitgemäßem Komfort ergänzt.

Einzigartig ist auch das aromatisch-vollmundige Ittinger Amber, das noch heute nach klösterlicher Tradition gebraut wird. Schon die Mönche pflanzten Hopfen in ihrem Heilkräutergarten an und wussten um die sagenhafte Wirkung ihres Biers.

Gewinnen Sie einen Genussabend für zwei Personen

Dabei geniessen Sie ein exklusives Abendessen, bei dem jeder Gang auf spezielle Weise

mit Ittinger Amber verfeinert wird. Bier-Sommelier Beat Hofmeister erzählt aus der Welt des Biers und führt durch die anschliessende Degustation. Ebenfalls inbegriffen sind die Übernachtung im Hotel der Kartause mit Frühstück sowie der Eintritt in das kloster-eigene Museum und ins Kunstmuseum des Kantons Thurgau.



Weltwoche-Spezialangebot

Samstag/Sonntag, 7./8. Dezember 2013

Die Weltwoche verlost 10 x 2 Ittinger-Amber-Genussabende

Programm:

- Exklusives Abendessen mit Degustation
- Übernachtung für 2 Personen inkl. Frühstück
- Museumsrundgang mit Führung

Bedingungen:

Ein gültiges Abonnement der Weltwoche ist Voraussetzung für die Teilnahme an der Verlosung (keine Korrespondenz)

Senden Sie bis 6. November 2013 eine E-Mail mit folgenden Angaben an: ittinger@weltwoche.ch

- Ihre Adresse
- Ihre Kunden-Nummer

Veranstaltungsort:

Kartause Ittingen TG
www.kartause.ch

Veranstalter:

Ittinger Amber, www.ittinger.ch



www.weltwoche.ch/platinclub



Herz, Kutteln und Hirn

Von Kurt W. Zimmermann — Zeitungen werden zu Trophäen für Neureiche. Ist das gut? Natürlich ist es gut.

Jean-Claude Biver ist Präsident der Uhrenmarke Hublot. Bei ihm geht es um Mechanik. Aber es zeigte sich schnell, dass er einiges vom Zeitungsgeschäft versteht.

Als Biver letzte Woche seine Kaufabsicht für die Westschweizer Tageszeitung *Le Temps* annoncierte, begründete er dies mit einer dreistufigen Argumentation: «Der Entscheid kommt vom Herzen, von den Kutteln und ein bisschen vom Kopf.»

Ja, nur vom Kopf her kauft heute keiner mehr eine Zeitung. Im schlimmsten Fall, so weiss das Hirn, wird sie zum Millionengrab. Auch die Kutteln ahnen mit Bauchgefühl voraus, dass die Strukturprobleme der Zeitungsbranche so schnell nicht vorüber sind.

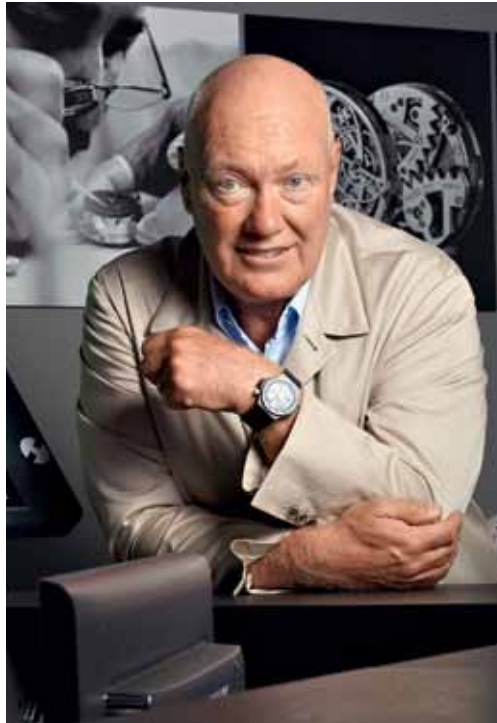
Bleibt nur das Herz. Das Herz entscheidet nicht nach rationalen, sondern nach emotionalen Kriterien. Davon gibt es einige. Zeitungen rascheln so vertraulich. Sie riechen gut. Sie haben Tradition. Sie verleihen Status. Sie sind darum adrette Spielzeuge für den erfolgreichen, erwachsenen Mann.

Es ist erst zwei Monate her, dass der Versandhändler Jeff Bezos die *Washington Post* übernommen hat. Amazon-Gründer Bezos hat weder eine politische Absicht noch finanzielle Ambitionen. Er leistete sich einfach ein hübsches Hobby mit einer 136-jährigen Geschichte.

Auch hinter *Le Temps* steht die 172-jährige Tradition des *Journal de Genève*. Auch Kaufinteressent Jean-Claude Biver hat weder eine politische Botschaft noch grosse Profiterwartungen. Er wäre, falls der Kauf gelingt, der erste reinrassige Schickimicki-Verleger der Schweiz.

Nun kann man einwenden, es habe schon früher branchenfremde Investoren gegeben. Tito Tettamanti etwa kaufte den Jean-Frey-Verlag mit *Bilanz* und *Weltwoche*. Christoph Blocher stieg bei der *Basler Zeitung* ein. In beiden Altherren allerdings steckte ein Verleger-Gen, weil beide gesellschaftliche Motive hatten. Bezos und Biver hingegen sind eher apolitische Accessoire-Verleger.

Zeitungen werden Trophäen. Sie erfüllen nun die Rolle, die früher Luxushotels hatten. Das «Carlton» in St. Moritz, das «Drei Könige» in Basel und das «Park Hotel» in Vitznau waren vergleichbare Beuten der *nouveaux riches*. Luxushotels haben den Prestigewert von gedruckten Blättern. Die Entourage ist beeindruckt, und sie kosten, wie Zeitungen, so zwischen zwanzig und zweihundert Millionen. Das ist überschaubar für ein kleines Privatvergnügen.



Mäzenatentum: Uhrenfabrikant Biver.

Ist es schlimm, dass Zeitungen zunehmend Ausstellungsobjekte für Liebhaber werden? Auf den ersten Blick, ja, weil dadurch natürlich die klassische Verlegerrolle erodiert. Auf den zweiten Blick, nein, weil sich darin auch der kulturelle wie der kommerzielle Wandel der Branche niederschlägt.

Verlage sehen ihre Zukunft nur noch im digitalen Markt. Sie jubeln jedes Mal wie verrückt, wenn ihr digitaler Umsatz um einige Prozent zugenommen und ihr Umsatz mit den alten Schlachtrössern aus Papier folgerichtig um einige Prozent abgenommen hat. Medienmanager messen sich heute nur noch am Wachstum im Online-Geschäft.

Kommerziell ist das vermutlich richtig. Aber es erzeugt eine kulturelle Gegenreaktion. Es gibt noch so etwas wie Zeitungsliebhaber. Ironischerweise sind diese immer häufiger ausserhalb der Verlagsbranche als innerhalb der Verlagsbranche angesiedelt. Die externen Gazetten-Romantiker leisten sich die Zeitungen nicht aus kommerziellen, sondern aus ideellen Gründen. Monetarisierung wird zu Mäzenatentum.

Ich habe kein Problem damit, dass Quereinsteiger wie Biver oder Bezos schöne Zeitungen kaufen. In diesem Punkt bin ich pragmatisch. Ich liebe Zeitungen. Ich lese lieber eine Zeitung eines Uhrenfabrikanten oder eine Zeitung eines Versandhändlers als gar keine Zeitung.

Gestörte Kinder

Von Beatrice Schlag — Das Schulhaus als Therapiemarkt.

Nach dem Interview mit Allen Frances streckte ein etwa zehnjähriger Junge den Kopf ins Zimmer. Er war einer der Enkel des amerikanischen Psychiaters, dessen harsche Kritik an der Überpsychiatisierung der Gesellschaft unter dem Titel «Normal» vor einem halben Jahr zum Bestseller wurde. «Komm herein», sagte Allen, «dann lernt die Journalistin ein Kind mit DMDD [Disruptive Mood Dysregulation Disorder; Anm. der Red.] kennen.»



Die Diagnose DMDD wurde zu Allens Entsetzen in der neuen Ausgabe der Psychiater-Bibel «Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders» eigens für Kinder geschaffen, die zu Wutausbrüchen neigen, daneben aber auch häufig niedergeschlagen und unsicher sind. «Mein Enkel ist grossartig», sagte Allen, «seine Wutausbrüche sind es auch. Die Vorstellung, dass wir auf dem Weg sind, jedes anstrengende Verhalten von Kindern zur psychischen Störung zu erklären, ist grauenhaft.»

Mit kindlichen Aufmerksamkeitsdefiziten ist es ähnlich. Eine kanadische Studie zur Mode-diagnose ADD (Attention Deficit Disorder) belegte, dass der zuverlässigste Indikator für ADD das Geburtsdatum ist. Schüler, die im Dezember geboren sind, riskieren doppelt so häufig eine ADD-Diagnose wie Kinder, die bereits im Januar auf die Welt kamen. Ist jünger sein eine mentale Störung?

In den USA wird heute bei 83 Prozent der Kinder und Jugendlichen eine psychische Störung diagnostiziert, bevor sie 21 sind. Wenn die Schweiz ihr Therapieangebot in Schulen weiter ausbaut, sind die Verhältnisse bei uns bald ähnlich. In der Stadt Zürich sind in den vergangenen sieben Jahren die Logopädietherapien um 28 Prozent, die Psychomotoriktherapien um 35 Prozent gestiegen.

Als Beispiel für ein psychomotorisch gestörtes Kind nannte eine Primarlehrerin einen tamilischen Schüler, der von der Schulleitung zur Therapie empfohlen worden war. Dem Bub war es im Gegensatz zu tamilischen Mädchen daheim untersagt, im Haushalt zu helfen. Entsprechend tapsig stellte er sich beim Äpfelschneiden oder Päckchenschnüren an. Was daran ist «psycho»? Glaubt man im Ernst, er werde nicht von allein lernen, einen Apfel zu zerkleinern?

Leserbriefe

«Es erschüttert mich immer wieder, mit welcher Naivität man an das Problem <Afrika> herangeht.» Hannes Deetlefs

Bevölkerungsexplosion

Nr. 41 – «Afrikas Schuld, Afrikas Pflicht»; Roger Köppel über Flüchtlinge

Es erschüttert mich immer wieder, mit welcher Naivität man an das Problem «Afrika» herangeht. Wer die Situation nur einigermaßen kennt, weiss, dass Afrika auch wegen der Entwicklungshilfe an einer absolut unkontrollierbaren Bevölkerungsexplosion leidet. Ein Beispiel: Trotz der grausamen Natur der Kalahari konnten die Buschmänner (jetzt San) in der Wüste gut und ohne fremde Hilfe überleben. Jetzt gibt es mehr San, als die Kalahari jemals hätte ernähren können. Und die San fühlen sich ausserhalb der Wüste sehr hilflos, sie werden von den anderen (schwarzen) Völkern sogar verstossen. Solange man mit Bildern von hungernden Kleinkindern grosszügige Spenden generieren kann, solange man als Flüchtlingsfrau mit grosser Sicherheit die Chancen auf Aufnahme in Europa begünstigen kann, indem man schwanger ist, solange asylsuchende Männer sich in Europa bessere Chancen ausrechnen dürfen, wenn sie nach ihrer Ankunft hier möglichst schnell heiraten und eine Familie gründen, solange erst zwölfjährige schwangere Mädchen eine Realität sind, so lange wird Afrika dafür sorgen, dass die Bevölkerungsexplosion weiterhin grosse Armut zur Folge hat. Hannes Deetlefs, Lütisburg

Nur Haiti und Simbabwe schlechter

Nr. 41 – «Der Teufel Silvio»; Nicholas Farrell über Silvio Berlusconi

Diese Verklärung Silvio Berlusconis bedarf einer Richtigstellung: Wir Italiener reden vom verlorenen Jahrzehnt unter der Ägide Berlusconis. Gemäss *Economist* wies Italien zwischen 2000 und 2010 ein durchschnittliches Jahreswachstum (GDP at constant prices) von 0,25 Prozent auf. Weltweit stehen nur Haiti (Erdbeben) und Simbabwe (Mugabe) schlechter da. Das sind die Fakten. Robert Lazzarotto, Zürich

Bis zur nächsten Kältewelle

Nr. 41 – «Klima: Stockers Widersprüche»; Kommentiertes Interview von Alex Reichmuth

Bereits vor Jahrtausenden und Jahrzehntausenden erlebten unsere Vorfahren Klimawechsel. Das ist definitiv beweisbar. Ohne Fabrik-schlote, Autoabgase und sieben Milliarden Menschen. Was war denn damals schuld? In den fünfziger und sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts gab es Hitzesommer – Swimmingpools durften nicht mehr gefüllt, Autos nicht mehr gewaschen werden, die Kinder hat-

ten schulfrei. Und das Gegenteil: Kältewinter mit gefrorenem Bodensee von Arbon bis Friedrichshafen. Ging alles vorüber. Wenn uns der nächste Hitzesommer überrollt, werden sämtliche Schlaumeier predigen: «Wir haben's ja gesagt!» Bis zur nächsten Kältewelle. Für wie kurzfristig halten uns diese Klimaprofessoren eigentlich? Erich von Däniken, Beatenberg

Sprachkünstler, aber kein grosser Denker

Nr. 41 – «Neigungswinkel nach unten»; Interview mit Martin Meyer

Sicher, Camus war – wie Goethe – ein Sprachkünstler. «La Chute» ist über weite Teile im *passé simple* und *subjonctif passé* gehalten, das lieben die Franzosen natürlich. Aber Camus war – ebenso wie Goethe – kein grosser Denker. Während Letzterer sich wissenschaftlich blamierte (Stichworte Mittelkieferknochen und weisses, weil «reines» Licht), philosophisch zwischen 25 bis 82 kaum je wesentlich über die «Faszination Frau» hinauskam (auch nicht im zweiten Teil des «Faust») und Blender wie Hegel entscheidend unterstützte (vgl. die schockierende Analyse von Hegels Werk durch Karl Popper; Hegel pflanzte damit einen verhängnisvollen Samen für das seither prächtig gedeihende deutschsprachige Laster, den gelehrten Wortschwall höher zu gewichten als die schnörkellose, dafür umso präzisere Aussage), produzierte Camus – ebenso wie die übrigen französischen Existenzialisten – ein halbes Jahrhundert nach Nietzsche keine einzige Einsicht, die über diesen hinausginge. Jeder kann dies selbst nachprüfen, Gegenbeispiele wären willkommen. Dass der «Sinn des Lebens» im unermüdlichen Anrennen gegen dessen «absurde Sinnlosigkeit» bestehen soll, wie im «Mythe de Sisyphe» programmatisch und durchaus elegant formuliert, ist intellektuell letztlich noch pubertär. Stellenweise trieft Camus' Werk leider auch etwas vor Eitelkeit (vgl. etwa den Schlussteil von «La Chute») – wobei dies auf manche womöglich auch eine gewisse Faszination ausüben könnte.

Sascha Wyder, Zürich

Die Blase platzt

Nr. 41 – «Die Magie der Geldschöpfung»; von Mathias Binswanger

Obwohl Mathias Binswanger den Geldschöpfungsprozess treffend beschreibt, unterliegt er in Bezug auf die Funktion der Ersparnisse einem Irrtum. Die Bankengeldschöpfung ist keinesfalls Voraussetzung für Wirtschaftswachstum. Sie führt lediglich zu einem Scheinwachstum, das in regelmässigen Wirtschafts-

krisen und -zusammenbrüchen enden muss. Dies zeigte Ludwig von Mises' Konjunkturtheorie eindrücklich. Nachhaltige Investitionen können nur mit Ersparnissen getätigt werden. Sparen bedeutet Konsum zu einem späteren Zeitpunkt. Wenn heute mehr gespart wird, können Finanzinstitute diese Mittel an innovative Unternehmer weiterleiten. Diese können damit Investitionen tätigen. Es resultieren neuartige und bessere Produkte zu einem späteren Zeitpunkt, die sich die Sparer leisten können. Wenn Innovationen aber aus Krediten aus dem Nichts finanziert werden, entpuppen sich diese bald als Fehlinvestitionen, weil die Mittel zum späteren Konsum gar nicht erst angespart wurden. Die Blase platzt. Olivier Kessler, St. Gallen

Lesenswert

Nr. 41 – «Musenalp» reloaded»; Replik von Güzin Kar

Danke, dass Sie Autorin geworden sind und nicht Spitzenmanagerin! Obwohl ich meine Augen noch kaum offen halten konnte, sass ich am Morgen schon glucksend über Ihrem Artikel zum Geschlechterkampf. Sie schaffen es immer wieder, mir mit Ihren witzigen und prägnanten Texten den Tag zu versüssen. Danke auch an Roger Köppel, dass er solche Kontroversen in seinem Blatt zulässt! Dies macht die *Weltwoche* erst richtig lesenswert. Andrea Pfarrer, Münchenwiler

Wenig geschult

Nr. 40 – «Strassburgs seltsames Folter-Urteil»; Lucien Scherrer über die Genfer Polizei

Generell beurteile ich die Schweizer Polizei gerade in Bezug auf Ausländer als psychologisch wenig geschult, wie ich es auch selbst bei z. B. Strassenverkehrskontrollen zu spüren bekam. Man posiert als der Stärkere und will freiheitsliebenden, unbescholtenen EU-Bürgern Angst und Schrecken einflössen, damit sie wieder nach Hause gehen! Deshalb ist das «Folter-Urteil» nicht seltsam, sondern es sollte zum Nachdenken anregen. Dirk Baekler, Uster


Korrigenda

Im Artikel «Es war einmal die Finanzindustrie» (Nr. 40/13) steht fälschlicherweise, dass im letzten Jahr «fast die Hälfte der verwalteten Vermögen – rund 2,2 Milliarden Franken» aus dem Inland stammte. Richtig sind 2,2 Billionen Franken.

Die Bildunterschrift in der Rubrik «Intern» (Nr. 41.13) ist falsch. Die Fotografie zeigt nicht wie angegeben die Walliser Grande Dixence, sondern die Glarner Limmern-Staumauer.

Wir bitten in beiden Fällen um Entschuldigung. Die Redaktion



HELVESKO  **LADYSKO** und **dansko** -
 Bequemschuhe werden exklusiv für
 INTEGRA Nussdorf AG in der **SCHWEIZ**
 und in **EUROPA** produziert, mit viel
 Handarbeit für beste Qualität.

z.B. für SIE
HELVESKO 
DERBY
 dunkelbraun
 Gr. 35-42 **319.-**

Bestellen Sie über den Versand

Gerne senden wir Ihnen **gratis** unseren 112-seitigen
 Herbst-/Winter-Katalog 2013:

INTEGRA Nussdorf AG
 Hauptstrasse 173 / 4422 Arisdorf BL
 Tel. 061 816 98 88 / Fax 061 816 98 80

Das gesamte Sortiment finden Sie auch unter:
www.integra-ag.ch



Besuchen Sie unsere Fachgeschäfte

Arisdorf (BL) Hauptstrasse 173
Chur (GR) Vazerolgasse 1
Gossau (SG) St. Gallerstrasse 8
Ittigen (BE) Im Talgut-Zentrum
Luzern (LU) Frankenstrasse 12

Schlatt/Neuparadies (TG)
 Gewerbezentrum «paradies»,
 Diessenhoferstrasse 14c
Urdorf (ZH) Bergstrasse 37
Möhligen (AG) Salinenstrasse 12

Weitere Fachgeschäfte in:
 Genf, Lausanne, Losone, Sion und Yverdon

Entdecken Sie die bequemsten Schuhe Ihres Lebens!

HELVESKO 
 SWISS MADE

LADYSKO

dansko

Flucht in die Illusionen

Asylbewerber aus Afrika lassen sich in der grossen Mehrheit nicht als Flüchtlinge anerkennen und auch nicht als Arbeitskräfte einsetzen. Die Asylpolitik darf deshalb keine Anreize für die Flucht mehr bieten und muss sich darauf ausrichten, die Flüchtlingsströme nach Europa zu verhindern. *Von Markus Schär*



Lampedusa liegt in der Schweiz: afrikanische Flüchtlinge in Süditalien.

Die gefährliche Überfahrt von Tunesien nach Lampedusa schafft Amin Hamami (Name geändert) im März 2011. Im Lager auf der kleinen Mittelmeerinsel halten die italienischen Behörden seine Personalien fest, dann reist der Tunesier weiter an die Côte d'Azur. Die französische Polizei nimmt ihn ein Jahr später fest und schickt ihn nach Italien zurück; am 3. Juni 2012 bittet er im Empfangszentrum Kreuzlingen um Asyl. Er legt keinerlei Papiere vor, trotzdem kommt er ins ordentliche Verfahren. Bei der Befragung fünf Monate später gibt er an, ein Nachbar habe ihm mittels Bestechen der Behörden das vom Vater geerbte Grundstück weggenommen, er habe in Tunesien keinen Lebensunterhalt mehr gefunden und sei deshalb in die Schweiz gekommen, um Arbeit zu suchen.

Das gilt natürlich nicht als Grund für die Flucht. Im Juli 2012 ist der Asylbewerber aber in eine Wirtshausschlägerei geraten, und bei

den aufwendigen Behandlungen im Spital haben die Ärzte eine – wohl angeborene – Herzerkrankung entdeckt und Suizidgedanken erkannt. Erst am 8. Januar 2013 kann das Bundesverwaltungsgericht deshalb den klaren Fall mit einem 15-seitigen Urteil (vorläufig) abschliessen: Amin Hamami bekomme auch im Heimatland die nötige Behandlung, deshalb sei die Wegweisung zumutbar.

«Betroffenheit und Empörung»

Die Geschichte des jungen Tunesiers ist in mehrfacher Hinsicht typisch – auch für jene Hunderte von Geschichten, die in den letzten Wochen vor Lampedusa tödlich endeten. Die Schiffsunglücke im Mittelmeer rüttelten die Welt auf und schüttelten die Asylpolitik durch. Aufgrund von «Betroffenheit und Empörung», wie Bundesrätin Simonetta Sommaruga in der «Samstagsrundschau» von Radio SRF sagte,

soll nicht mehr gelten, was das Volk vor vier Monaten erst mit 79 Prozent Jastimmen gutheiss: Es schaffte das Angebot ab, in Schweizer Botschaften Asylgesuche zu stellen, und hob die Möglichkeit auf, Wehrdienstverweigerung als Asylgrund anzugeben, ausserdem sprach es sich für Bundeszentren aus, um die wenigen echten Flüchtlinge in schnelleren Verfahren aus der Masse herauszusuchen.

Die Betroffenheitspolitiker fordern, die «Festung Europa» und damit die Schweiz dürften sich nicht von den Migrantenströmen abschotten. Sie müssten einerseits die Flüchtlinge gerecht verteilen und andererseits auch die Wirtschaftsflüchtlinge grosszügiger aufnehmen, also den Arbeitsmarkt öffnen. Bei der Frage, wie das konkret geschehen sollte, müssen die Politiker aber passen: Da herrscht – wie Sommaruga auch feststellte – Ratlosigkeit.

Was falsch läuft

Das Problem lässt sich kaum lösen, schon gar nicht mit einer angeblich «menschlicheren» Politik. Das zeigt sich besonders in der Schweiz, die nach Schweden am meisten Asylgesuche pro Kopf verzeichnet, fünfmal so viele wie Deutschland und elfmal so viele wie Italien. Denn die grosse Mehrheit der Migranten, die aus Afrika kommen, lassen sich nicht als Flüchtlinge aufgrund der Genfer Konvention anerkennen, aber auch kaum als Arbeitskräfte mit gefragten Fähigkeiten einsetzen. Sie suchen ihr Glück als Asylbewerber, weil ihnen das Asylsystem die einzige Chance bietet – gerade aufgrund der Probleme, mit denen es kämpft.

Was falsch läuft, lässt sich aus der Schweizer Asylstatistik herauslesen. Die Tabelle der Asylgesuche im zweiten Quartal 2013 führen fünf afrikanische Länder an: Tunesien (552), Nigeria (547), Eritrea (542), Marokko (293) und Algerien (264). Im letzten Jahr lag Serbien, wie immer seit der blutigen Auflösung von Jugoslawien, noch in dieser Spitzengruppe. Im August 2012 beschloss das Bundesamt für Migration aber, die Asylgesuche aus den verfolgungssicheren Ländern Serbien, Mazedonien sowie Bosnien und Herzegowina im Schnellverfahren zu behandeln, also innert 48 Stunden zu entscheiden. Seither ist die Zahl der Gesuche aus diesen Ländern um mehr als 90 Prozent zurückgegangen, Asyl bekamen im letzten Jahr noch fünf Bosnier (Anerkennungsquote: 1,2%), ein Mazedonier (0,1%) und ein Serbe (0,1%). Unter den zehn Ländern, aus denen die meisten Asylbewerber kommen, findet sich als einziges

europäisches Land noch das Kosovo, mit wieder ansteigenden Zahlen – obwohl die Schweiz das Kosovo schon seit der Gründung 2008 als selbständigen demokratischen Staat anerkennt, weshalb die Anerkennungsquote weniger als ein Prozent beträgt.

Auch vier der fünf afrikanischen Staaten an der Spitze der Tabelle gelten als Länder, in denen es keine Verfolgung aus politischen, religiösen oder ethnischen Gründen gibt. Nigeria ist gar die grösste Demokratie Afrikas und hat als zehntgrösster Ölproduzent der Welt ein starkes Wirtschaftswachstum, was allerdings nicht verhindert, dass fast zwei Drittel der Bevölkerung mit weniger als 1.25 US-Dollar im Tag auskommen müssen. Die Anerkennungsquoten liegen bei den Asylbewerbern aus diesen Ländern zwischen 0,2 Prozent (Algerien, Tunesien) und 0,0 Prozent (Marokko, Nigeria).











Anreize und Migrationsströme

Die einzige Ausnahme – die Eritreer, die bisher zu fast zwei Dritteln Asyl bekamen – deckt die Fragwürdigkeit der Flüchtlingspolitik auf. Bis 2005 lag die Zahl der Gesuche aus Eritrea kaum je über 200. Sie schnellte aber 2006 auf 1207 hoch, «aufgrund der zunehmenden Repression in Eritrea», wie eine Studie des Bundes feststellt. Tatsächlich kam es dazu, weil die Asylrekurskommission mit einem Entscheid von Ende 2005 die Wehrdienstverweigerung für Eritreer als Asylgrund anerkannte – darunter fällt, wie die «Rundschau» im Mai dieses Jahres zeigte, auch das Davonlaufen vom Zivildienst in Hotels oder Spitälern. Die Zahlen stiegen danach weiter an, weil sich dieser Weg anbot und weil die anerkannten Flüchtlinge ihre Familien nachzogen, ja teils sogar in Afrika abholten. 2012 stellten 4407 Eritreer ein Asylgesuch in der Schweiz, fast so viele wie die zweit- und die drittgrösste Gruppe, die Nigerianer und die Tunesier, zusammen.

Das zeigt: Der geringste Anreiz führt sofort zu Migrationsströmen, die sich kaum mehr bewältigen lassen. Das Parlament schloss deshalb bei der Asylgesetzrevision im letzten Jahr die Wehrdienstverweigerung als Asylgrund aus. Bundesrätin Sommaruga pochte aber im Abstimmungskampf darauf, dass die Schweiz die Eritreer zumindest vorläufig aufnehmen müsse, da ihnen wegen der Desertion und selbst wegen der illegalen Ausreise grausame Strafen drohten. Immerhin gingen die Gesuche aus Eritrea und auch aus Somalia dieses Jahr im Vergleich zu 2012 um die Hälfte zurück.

Die Menschen, die sich aus Afrika über das Mittelmeer wagen, sind also bis auf wenige Prozent keine Flüchtlinge, wie sie die Uno-Konvention definiert, die in der Schweiz als Gesetz gilt. Und sie sind in der grossen Mehrheit auch keine Wirtschaftsflüchtlinge, die ihren Willen und ihr Können produktiv einsetzen könnten, wenn Europa denn seine Arbeitsmärkte öffnen würde. Auch das lässt

Asylgesuche 2003 bis 2012

	2003	2004	2005	2006	2007	2008	2009	2010	2011	2012	2013
 Eritrea	253	197	181	1207	1661	2849	1724	1799	3356	4407	↘
 Nigeria	817	666	382	302	327	988	1786	1969	1895	2746	→
 Tunesien	187	137	117	87	97	74	204	358	2574	2239	→
 Serbien	3122	1937	1600	1327	1030	1186	575	910	1217	1889	↘
 Afghanistan	227	215	243	248	322	405	751	670	1052	1386	↘
 Syrien	184	132	131	167	301	388	400	469	826	1229	→
 Marokko	63	48	33	51	37	37	36	125	495	931	↘
 China	236	73	94	477	249	272	365	358	696	808	→
 Somalia	547	649	553	347	464	2014	753	337	636	808	↘
 Algerien	835	499	210	170	129	236	300	417	621	762	↘

Quellen: Bundesamt für Migration, eigene Darstellung

Die Anzahl Asylbewerber aus afrikanischen Staaten nahm in den letzten Jahren sprunghaft zu.

sich aus den Asylstatistiken herauslesen: Bei den vorläufig Aufgenommenen, inklusive der anerkannten Flüchtlinge, liegen die Erwerbsquoten für die wichtigen Herkunftsländer bei rund 30 Prozent (Algerien, Tunesien), bei den Nigerianern gar bei nur 9 Prozent. Von den Afrikanern im erwerbsfähigen Alter, die aufgrund ihrer Gefährdung in der Schweiz leben dürfen, arbeitet also nicht einmal jeder dritte.

98 Prozent leben von der Sozialhilfe

Krass zeigt sich das Problem bei Somaliern und Eritreern. Sie bringen sich kaum in den



Ratlosigkeit: Asylministerin Sommaruga.

Schweizer Arbeitsmarkt ein und passen sich auch nicht an die Schweizer Gebräuche an. In einzelnen Städten wie Rorschach bilden sie Gettos, indem sie frei werdende Wohnungen an Landsleute vermitteln, und ihre Kultur, vor allem die Beschneidung der Frauen, «stellt das medizinische Fachpersonal in der Schweiz vor grosse Herausforderungen», wie selbst eine wohlwollende Studie des Bundesamtes für Migration einräumt. Die wenigen Erwerbstätigen arbeiten im Gastgewerbe, in der Reinigung oder in der Pflege – wo sie andere Geringqualifizierte verdrängen. Im Kanton Zürich, sagte die Integrationsbeauftragte Julia Morais der *Aargauer Zeitung*, leben deshalb 98 Prozent der Eritreer von der Sozialhilfe.

Die Politik kann also nicht Flüchtlinge gerechter verteilen, weil sie keine Flüchtlinge sind, und auch nicht Arbeitsmärkte grosszügiger öffnen, weil die Wirtschaftsflüchtlinge da-

für keine Fähigkeiten haben. Die Politik muss vielmehr verhindern, dass Zehntausende wie Amin Hamami die Überfahrt über das Mittelmeer wagen und danach in Europa das Asylsystem, die Polizei, die Justiz, das Gesundheitswesen und die Sozialhilfe belasten. Und sie muss die Abgewiesenen, wie den jungen Tunesier, wieder in ihre Herkunftsländer zurückführen – denn auf jeden Einzelnen, der sich in Europa halten kann, folgen Massen, die ebenfalls ihr Glück suchen.

Die Schweiz setzt dafür inzwischen auf Migrationspartnerschaften, auch mit Nigeria (seit 2011) und mit Tunesien (seit 2012). Sie regeln die Zwangsrückführungen, fördern die freiwillige Rückkehr dank Starthilfen und helfen den Staaten bei ihren eigenen Problemen mit der irregulären Migration. Dieser Ansatz sei grundsätzlich vielversprechend, meint der Think-Tank Foraus in einer Studie, die er im August herausgab: «Da die Schweiz aber kaum interessante Gegengeschäfte anbieten kann – insbesondere keinen legalen Zugang zum schweizerischen Arbeitsmarkt –, bleibt die gemeinsame Interessensbasis schmal und fragil.» Die Staaten haben, wie die Studie zeigt, ein Interesse daran, dass ihre Menschen im Ausland ein Auskommen suchen, weil diese mit dem Geld, das sie zurückschicken, den Rimesen, ihre Verwandtschaft unterstützen. Nach Nigeria fließen jährlich 10 Milliarden US-Dollar an Rimesen, mehr als Direktinvestitionen und Entwicklungshilfe zusammen. Und die Schweiz ist mit 22 Milliarden nach den USA und Saudi-Arabien das dritt wichtigste Herkunftsland für Rimesen weltweit.

Es führt aber kein Weg daran vorbei, dass die afrikanischen Staaten ihre Gesellschaft und ihre Wirtschaft entwickeln, damit nicht mehr so viele Menschen ihr Glück anderswo suchen müssen. Dabei kann und soll sie die Schweiz unterstützen – im Wissen, dass auch da gilt, was Bundesrätin Sommaruga zur Suche nach Lösungen für das Flüchtlingsproblem sagte: «Wir dürfen uns keine Illusionen machen.»

Mehr zum Thema: **Seite 30, 32, 34 und 35**

Warum die Afrikaner kommen

Die Entwicklungshilfe will dazu beitragen, die Migrationsströme aus Afrika einzudämmen. Das ist eine grosse Illusion. Viele Asylsuchende aus Nord- und Westafrika sind keine Wirtschaftsflüchtlinge, sondern haben kriminelle Motive. *Von Kurt Pelda*

«Kannst du mir helfen, in die Schweiz zu reisen?» Das ist eine Standardfrage, die ich auf meinen Reisen durch Afrika immer wieder zu hören bekomme. Dabei ist es nebensächlich, ob ich mich in vergleichsweise gut funktionierenden Staaten wie Ghana oder Kenia aufhalte oder in teilweise kriegsversehrten Armenhäusern wie Somalia oder dem Kongo. Wer solche Fragen stellt, ist in der Regel kein barfüssiger Bauer auf einem ausgedörrten Acker oder ein verkrüppelter Bettler, der auf den Händen durch den Schmutz seines Elendsviertels kriecht. Oft sind es vielmehr Angehörige der unteren städtischen Mittelschicht, die daran denken, ins Exil zu gehen. Aus politischen oder religiösen Gründen verfolgt werden die wenigsten von ihnen.

Die Schweiz ist ein Paradies und ein Magnet für Asylsuchende und Wirtschaftsflüchtlinge gleichermaßen. Nackte Zahlen belegen das: Schweden und die Schweiz – für viele Afrikaner ein und dasselbe Land – liegen in der europäischen Statistik der Asylgesuche ganz vorne. Auf hunderttausend Einwohner kamen 596 Asylgesuche in Schweden und 527 in der Schweiz (innerhalb von 21 Monaten im Zeitraum 2011/2012). Das sind fast doppelt so viele wie in Österreich oder Norwegen, rund viermal so viele wie in Dänemark und knapp das Fünffache der Gesuche, die in den Niederlanden gestellt wurden. Macht die Schweiz etwas falsch?

Fragwürdige Theorien

Migrationsfachleute unterscheiden sogenannte Push- und Pull-Faktoren, um Flüchtlingsströme zu erklären. Arbeitslosigkeit, Armut, Krieg oder Verfolgung im Herkunftsland lassen Menschen zu Flüchtlingen werden (Push). Auf der anderen Seite, also zum Beispiel in Europa, locken Frieden, relativ hohe Löhne und grosszügige Sozialleistungen und Arbeitslosengelder ebenso wie gute und kostenlose Bildungsmöglichkeiten für die Kinder der Migranten (Pull). In diesem wohl etwas zu simplen Modell könnte man die Flüchtlingsströme von Süden nach Norden zum Versiegen bringen, wenn sich die Herkunftsländer so weit entwickelten, dass der Anreiz zur Emigration verschwände. Deshalb propagiert unter anderem Bundesrätin Simonetta Sommaruga die Entwicklungshilfe als eines der Heilmittel gegen ausufernde Flüchtlingsströme.

Diese Theorie hat drei fatale Fehler: Erstens führt Entwicklungshilfe nicht automatisch zu besseren Lebensumständen, sondern sie zementiert den Status quo im Süden, also Korruption und schlechte Regierungsführung. Zweitens ist



Auswandern ist teuer: Eritreer in einem Übergangszentrum in Zürich.

es ein Irrtum zu glauben, dass Entwicklung in jedem Fall zu weniger Auswanderung führt. Eine Studie der Universität Oxford weist vielmehr nach, dass die Emigration während des Entwicklungsprozesses zuerst steigt, bei Ländern mit mittlerem Einkommen einen Höhepunkt erreicht und erst danach wieder sinkt.

In einem Armenhaus, das sich entwickelt, können sich immer mehr die Auswanderung leisten.

Denn Auswandern ist teuer. Die Transportkosten sind hoch, und die Menschenschmuggler wollen für ihre Dienste entschädigt werden. Wenn sich ein Armenhaus deshalb zu einem Land mit mittlerem Jahreseinkommen (d.h. 5000 bis ca. 9000 Dollar pro Kopf) entwickelt, können sich mehr Menschen die Auswanderung leisten, und der Flüchtlingsstrom nimmt zu. Drittens und davon einmal abgesehen, ist die schweizerische Entwicklungshilfe zu gering und zugleich auf zu viele Empfängerländer verteilt, als dass sie Entwicklung und Wirtschaftswachstum positiv beeinflussen könnte. Deshalb ist auch in der Grafik auf der nächsten Seite nicht die schweizerische Hilfe pro Bürger im Empfängerland aufgeführt, sondern die gesamte staatliche Unterstützung aus aller Welt.

Es sind also nicht in erster Linie die Allerärmsten, die auf die Idee kommen, in die Schweiz zu flüchten. Diesen Befund stützt auch die schweizerische Asylstatistik. Unter den vierzehn Staaten mit den meisten Asylgesuchen zwischen 2009 und 2012 (siehe Grafik) befinden sich nur drei wirkliche Armenhäuser: nämlich Eritrea, Somalia und der Kongo. Aus diesen drei Staaten stammen gerade einmal 38 Prozent aller Asylgesuche.

Vier Länder liegen in der Einkommensklasse 1000 bis 2000 Dollar pro Kopf und Jahr (Gambia, Guinea, Guinea-Bissau und Mali), während die andere Hälfte der Länder Pro-Kopf-Einkommen von deutlich mehr als 2000 Dollar aufweist. Darunter fallen vor allem nordafrikanische Länder und Erdölproduzenten wie Nigeria, Algerien, Libyen und Ghana. Migranten aus den vergleichsweise reichen nordafrikanischen Staaten (Pro-Kopf-Einkommen zwischen 5000 und ca. 15 000 Dollar) und den schwarzafrikanischen Erdölproduzenten Ghana und Nigeria (2000 bis 2700 Dollar) sind für knapp die Hälfte aller Asylgesuche verantwortlich.

Da muss man sich fragen, was Entwicklungshilfe in diesen Staaten überhaupt noch bewirken soll. Immerhin ist die Wirtschaft in Nigeria und Ghana in den letzten fünf Jahren im Schnitt nämlich um 8,7 Prozent beziehungsweise 7 Prozent gewachsen. Ausserdem fällt in der Grafik weiter auf, dass aus Ländern, die besonders viel Entwicklungshilfe erhalten (mehr als 50 Dollar pro Kopf und Jahr), auch besonders viele Flüchtlinge stammen. Angehörige dieser Staaten stellen fast ein Drittel aller Asylgesuche in der Schweiz.

Der Fall Eritrea

Die Rangliste der Asylgesuche führt Eritrea an, einer der ärmsten und zugleich diktatorischsten Staaten Afrikas. Das Land am Horn von Afrika bezieht zugleich relativ wenig Entwicklungshilfe. Könnte Schweizer Unterstützung wenigstens dort einen Rückgang der Fluchtbewegung bewirken? Wohl kaum. Zum einen hat sich die Zahl der eritreischen Asylgesuche seit 2010 praktisch verdoppelt, und zwar just in einer Zeit, in der die Wirtschaft des Landes nicht zuletzt wegen der Aufnahme der Goldproduktion mit mehr als 7 Prozent pro Jahr wuchs.

Selbst wenn sie wollte, dürfte die Schweiz in Eritrea aber gar keine Entwicklungshilfe leisten, weil das Land eine grausame Diktatur ist, die Entwicklungsprojekte zudem verweigert oder extrem restriktive Bedingungen dafür stellt. Ende 2006 schränkte Bern denn auch selbst die humanitäre Hilfe stark ein, weil es nicht mehr möglich war, die Grundsätze der Neutralität, der Unabhängigkeit und der Unparteilichkeit zu gewährleisten, wie das Departement für auswärtige Angelegenheiten schrieb. Auch die privaten Schweizer Hilfswerke haben sich fast ganz aus Eritrea zurückgezogen.

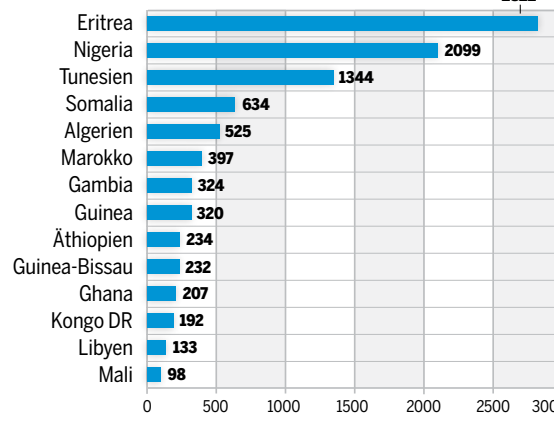
Angesichts der Repression in ihrem Ursprungsland handelt es sich bei vielen Eritreern zweifellos um echte politische Flüchtlinge. Auffällig ist nur, dass die Eritreer die Schweiz als bevorzugtes Ziel auswählen. Während 2012 in der gesamten EU (ohne die Niederlande) rund 6000 Eritreer um Asyl nachsuchten, waren es in der kleinen Schweiz allein mehr als 4400.

Dass so viele Eritreer ausgerechnet in der reichen Schweiz Schutz suchen, hat wohl nicht nur mit persönlichen Vorlieben oder Ver-

Asyl und Entwicklungshilfe

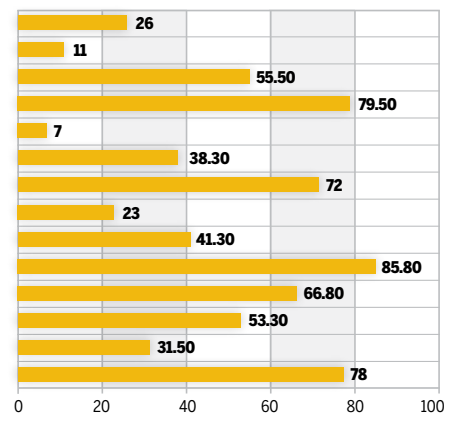
In der Schweiz eingegangene Asylgesuche

Mittelwert 2009–2012



Entwicklungshilfe in Dollar

Pro Kopf und Jahr, Mittelwert 2008–2011



Es sind nicht in erster Linie die Ärmsten, die in die Schweiz flüchten.

wandtschaftsbeziehungen zu tun, sondern liegt auch im Interesse der eritreischen Regierung. Diese zieht nämlich – auf illegale Weise – eine zweiprozentige Steuer bei vielen in der Diaspora lebenden Eritreern ein und finanziert damit unter anderem die mit al-Qaida alliierten Al-Schabaab-Terroristen in Somalia.

Ziel: Drogenhandel

Wie aber steht es mit den übrigen Senderländern? Warum kommen zum Beispiel Menschen aus Tunesien und Nigeria in so grosser Zahl in die Schweiz, obwohl es sich in beiden Fällen um einigermassen demokratische Staaten ohne staatlich orchestrierte Verfolgung handelt? Die Antwort ist unbequem, aber eindeutig: Die meisten kommen, um mit Drogen zu handeln oder auf andere Weise straffällig zu werden.

Gemäss Kriminalstatistik 2012 wurden im Schnitt 65 Prozent der nigerianischen und 59 Prozent der tunesischen Asylbewerber eines Drogendelikts beschuldigt. Schlecht sah es auch bei den westafrikanischen Staaten Gambia (82 Prozent), Mali (71 Prozent) und Guinea (62 Prozent) aus. Das ist nicht weiter erstaunlich, denn Nigeria, Afrikas bevölkerungsreichster Staat mit einer riesigen Diaspora in Westafrika, hat seit langem Erfahrung im Heroin- und Kokainhandel und ist einer der wichtigsten Drogenumschlagplätze des Kontinents.

Noch verrückter ist die Zahl jener Asylbewerber, denen ein Verstoß gegen das schweizerische Strafgesetzbuch (StGB) vorgeworfen wurde: 676 Tunesiern, die sich 2012 durchschnittlich im Asylprozess befanden, stehen laut Kriminalstatistik 1267 beschuldigte Tunesier gegenüber. Das ist wohl nur möglich, wenn eine Person in mehr als nur einem einzigen Fall einer Straftat verdächtigt wird. Fast so krass ist die Statistik bei den marokkanischen, algerischen und libyschen Asylbewerbern (Beschuldigtenquote zwischen 68 und 148 Prozent).

Diese «Flüchtlinge», die in ihren Ursprungs-ländern nur in den seltensten Fällen religiös oder politisch verfolgt waren, wissen genau,

dass ihr Asylgesuch aussichtslos ist. Sie missbrauchen die langwierigen Verfahren, um kriminellen Machenschaften nachzugehen. Damit verbleiben von den vierzehn Staaten mit den meisten Asylgesuchen nur noch die Eritreer, Somalier, Äthiopier und die Kongolesen, denen man sicher keine kriminellen Motive bei der Flucht in die Schweiz unterstellen kann. Ihre Beschuldigtenquote liegt zwischen 0 und 4,5 Prozent. Zum Vergleich: 0,6 Prozent der Schweizer Bürger wurden 2012 eines StGB-Verstosses beschuldigt.

Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)

www.vermoegenszentrum.ch

VZ VermögensZentrum



Antworttalon

Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagsüber)

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:

VZ VermögensZentrum, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich



Fanglizenzen gehen an ausländische Firmen: Fischerjunge in Tansania.

Afrika wird armregiert

Die Afrikanische Union erwähnt die Flüchtlingstragödie vor Lampedusa mit keinem Wort. Das ist bezeichnend. Der Kontinent weist jede Schuld von sich. Dabei trägt Afrika die Verantwortung für das eigene Haus allein. *Von Volker Seitz*

Die Flüchtlingstragödie von Lampedusa erinnert wieder einmal daran, dass die afrikanischen Diktatoren vor der Not ihrer eigenen Bevölkerung die Augen verschliessen. Während wir uns zu Recht die Köpfe über die Tragödie heissreden, lohnt ein Blick nach Afrika in die betroffenen Länder und vor allem auf die offizielle Homepage der Afrikanischen Union (AU). Kein Wort darüber. Das ist aber auch verständlich, denn dann müssten die Autokraten der Staaten, deren Bevölkerung unter Korruption, Bürokratie und Seilschaften leidet, an den Pranger gestellt werden.

Korruption als Lebensstil

Die AU ist stark mit Worten, aber schwach als Motor des Fortschritts. Die AU macht viele Ankündigungen, aber wenig davon wird umgesetzt. Kritik an Diktatoren ist tabu. Von diesen werden alle Versäumnisse und Rückschläge in der Entwicklung ihrer Länder mit der kolonialen Vergangenheit, der Weltwirtschaftskrise oder zu wenig Hilfe erklärt und nicht auf eigene Fehler zurückgeführt. Eigenverantwortung bleibt blosses Lippenbekenntnis.

Es herrschen oft nur beschränkte Vorstellungen von Demokratie. Regierungen halten einen Sieg an den Wahlurnen für einen Blankoscheck. Institutionen, die für eine gegenseitige

demokratische Kontrolle sorgen könnten, sind nur schwach entwickelt. Laut tansanischen Medien nimmt die Bevölkerung ihre Regierung zunehmend als korrupt und unfähig wahr. Auch Jahrzehnte nach der Unabhängigkeit und nach Milliarden von Hilfszahlungen hat sich das Leben für die Mehrheit der Tansanier nicht verbessert, und sie haben die leeren Versprechungen der Regierung satt. Es gibt nicht ausreichend Jobs, keine besseren Wohnungen oder Wasseranschlüsse. Es gibt Gesetze zur strafrechtlichen Verfolgung von Korruptionspraktiken. Aber die Korruption ist in der Gesellschaft so tief verwurzelt, dass selbst bei Grunddienstleistungen im Bildungs-, Gesundheits- und Energiesektor geschmiert werden muss.

Gerade die für Korruption bekannten Staatsorgane hängen ungeniert überall Anti-Korruptions-Slogans auf. Trotz der Anti-Korruptions-Website «Tanzania Corruption Tracker System» und des wiederholten Versprechens von Staatspräsident Kikwete werden kaum strafrechtliche Verfolgungen der Täter bekannt. Die angeblichen Massnahmen im Kampf gegen die Korruption haben laut Presseberichten «zu keinem signifikanten Rückgang dieses Phänomens geführt». Im Mai 2012 wurde ruchbar, dass sechs Minister (unter ihnen die Minister für Finanzen, Gesundheit,

Energie, Handel und Tourismus) Gelder veruntreut haben. Tansania erhält unter anderem aus Deutschland weiter Entwicklungshilfe. Und dies, obwohl 2011 einige Länder, die ihre Steuerzahler ernst nehmen, ihre Zahlungen gekürzt hatten, weil die Regierung die Korruption nicht eindämmen konnte. Tansania belegt auf dem internationalen Korruptionsindex von Transparency International Platz 100 von 182 Ländern.

Tansania ist kein Einzelfall. Am 23. April 2012 veröffentlichte das nigerianische Parlament einen Bericht, nach dem zwischen 2009 und 2010 5,1 Milliarden Euro mit Benzinsubventions-Betrug von hochrangigen Mitgliedern der Regierungspartei PDP (People's Democratic Party) veruntreut worden waren. Der «Doing Business»-Report der Weltbank platziert die meisten Staaten auf den Rängen 100 bis 180. Ausnahme sind die üblichen Verdächtigen wie Südafrika, Botswana und Ruanda. Nach einem Bericht der *Sudan Times* vom Juni 2012 wurden um die vier Milliarden Dollar, von 75 namentlich nicht genannten Staatsangestellten oder ihnen nahestehenden Personen gestohlen.

Erst jüngst sprach ein Bericht von einer Milliarde Euro Öleinnahmen, die allein 2005 bis 2006 von der damaligen südsudanesischen Autonomiebehörde veruntreut worden

waren. Ein Jahr nach der Unabhängigkeit des Südsudan leiden viele der acht Millionen Einwohner unter Armut und Hunger – dabei ist der 619745 Quadratkilometer grosse afrikanische Staat reich an Erdöl und gutem Ackerboden.

Schlüssel zur ökonomischen Entwicklung

Die Flüchtlinge werden von Verzweiflung getrieben und lassen sich von den Gefahren nicht abschrecken. Eindeutig sind die afrikanischen Regime und die Menschenschmuggler in dieser Tragödie die Schurken. Es ist ein Irrtum, zu glauben, dass sich Flüchtlingsströme aus Afrika durch höhere Entwicklungshilfeszahlungen verringern lassen. Ein Land mit einer schlechten Regierung kann keine Entwicklung durchlaufen, egal, wie viel Zuwendung es erhält.

Afrika geht es nicht gut. Immer mehr unabhängige afrikanische Intellektuelle wie George Ayittey, Themba Sono, Dambisa Moyo glauben, dass die Lösungen nach fast sechzig Jahren Unabhängigkeit nur in den Händen der Menschen Afrikas selbst liegen können. Den Schlüssel zur ökonomischen Entwicklung in Afrika haben die Afrikaner. Wenn man ihnen die Freiheit lässt und sie nicht immer weiter mit Entwicklungshilfe bedrängt, können sie ihre eigenen Probleme lösen. Afrika kann zu einem florierenden Kontinent werden. Aber vielen afrikanischen Politikern fehlen das Bewusstsein einer Gestaltbarkeit der Verhältnisse sowie die Wertschätzung des Individuums mit seinen Menschen- und Freiheitsrechten.

Seit der Unabhängigkeit haben fast alle afrikanischen Staaten versagt: Viele sehen ihre Bürger als Untertanen. Sie bieten ihnen weder Rechte noch ausreichende Krankenversorgung, Sicherheit, Bildung und Arbeit. Korruption ist so verbreitet, der politische Einfluss auf die Justiz so allgegenwärtig, dass die Menschen nur noch im Clan Rückhalt finden. Wir sollten erkennen, dass eine Investition in autoritäre Führer kein Rezept für langfristige Stabilität ist. Wer in Afrika lebt, sieht, dass viele Machteliten mit unseren gängigen Vorstellungen von Menschenwürde nicht viel gemein haben. Bisherige «Realpolitik» lässt zu, dass europäische Forderungen nach Rechtsstaatlichkeit einfach ignoriert werden können. Sie werden nicht standfest vorgebracht, oftmals augenzwinkernd mit dem Hinweis, «demokratische Ideale» würden nicht so heiss gegessen wie gekocht.

In vielen Staaten Afrikas gilt das Recht des Stärkeren. Eine allmächtige Minderheit bereichert sich in ungeschminkter Form auf Kosten der ohnmächtigen Mehrheit. Die reichlich vorhandenen Bodenschätze werden verschleudert, und die Stärksten sichern sich den Löwenanteil der Erlöse daraus. Viele der unter 25-Jährigen sind ohne Arbeit. Wie können es die afrikanischen Regierungen verantworten,

dass die jungen Afrikaner – besser gebildet als ihre Eltern – meist ohne Beschäftigung sind? Die Arbeitslosigkeit explodiert fast überall. Während die grosse Armut sich dauerhaft festsetzt, konzentrieren sich die fähigsten und aktivsten Afrikaner immer mehr in den westeuropäischen Grossstädten. Sie haben das Vertrauen in die Politiker ihrer Heimatländer verloren. Eine Krise ohne Ende.

Wettbewerbsfähige Produkte fehlen

Die koloniale Vergangenheit kann nicht mehr als Entschuldigung für das Versagen in der Gegenwart herhalten. Sonst gäbe es nicht Länder wie Benin, Botswana, Mauritius, Ghana, Senegal und vor allem Ruanda, das wegen seiner Bildungs-, Gesundheits- und Wirtschaftspolitik zu den Top-Reformern zählt. Die Lebensbedingungen vieler Afrikaner in den afrikanischen Klassengesellschaften sind heute schlechter als zu Beginn der Unabhängigkeit. Die einstige Mittelschicht brach schon vor Jahrzehnten weg. Die Oberschicht verschaffte sich Privilegien und beutet die Mehrheit der Bevölkerung aus. Weisse Kolonialherren wurden durch schwarze Kolonialherren ersetzt. Die Situation hat sich nicht verbessert.

Bei uns wird gerne moniert, dass die Agrar-exportsubventionen der EU ein wesentlicher Grund für das Ernährungselend in Afrika seien. Subventionen von Lebensmitteln werden kritisiert, weil diese die Landwirte in Entwicklungsländern behinderten und lokale Märkte zusammenbrechen liessen. Allerdings wurden Agrarexportsubventionen bereits 2009 auf null gesetzt. Landwirtschaftliche Produktförderung durch die EU gibt es so gut wie nicht mehr. «So gut wie» heisst: Restzusagen werden noch abgewickelt, neue Zusagen nicht mehr gemacht.

Als weiterer Grund für die Misere in Afrika wird fälschlicherweise angeführt, dass es keinen fairen Zugang zu den Märkten der Industrieländer gibt. «Everything but Arms» («Alles ausser Waffen») heisst aber ein Programm der EU, das im Jahr 2001 zur Unterstützung der am wenigsten entwickelten Länder eingeführt wurde – 34 von ihnen liegen in Afrika. Das Programm garantiert diesen Ländern den zollfreien Zugang zu den EU-Märkten für alle Güter – ausser Waffen. Die Welthandelsorganisation sieht eine Ausnahme vor, die eine einseitige Marktöffnung erlaubt. Danach dürfen sie alle Produkte ausser Waffen zollfrei in die EU exportieren.

Das Problem bleibt aber, dass diese Staaten gar keine wettbewerbsfähigen Produkte anbieten können. Ohne ein Mindestmass an Veredelung der Rohstoffe und die Entwicklung eines produzierenden Gewerbes dürfte es in Afrika kaum eine industrielle Revolution nach dem Vorbild Asiens geben. Für die Veredelung der Bodenschätze fehlen ein «Mittelbau» aus Ingenieuren, technischen Mitarbei-

tern und ausgebildeten Facharbeitern in technischen Berufen sowie eine regelmässige Stromversorgung.

Ein gerne gebrauchtes Argument ist zudem auch, dass die einheimischen Fischer unter der illegalen Plünderung ihrer Fischgründe litten. Das ist nur die halbe Wahrheit. Es zeigt sich immer wieder, dass die Regierungen gegen entsprechende Zahlungen Fanglizenzen an ausländische Firmen vergeben. Die Fischer, die ihr Einkommen verlieren, erhalten aber keinen Ausgleich. Die öffentlichen Mittel werden entwendet. In einer Demokratie geht dies auch anders. Die Regierung Macky Sall im Senegal hat es im April 2012 nach der Regierungsübernahme vorgemacht. 29 Fanglizenzen für russische und chinesische Trawler wurden annulliert, die der frühere Fischereiminister eigenmächtig und illegal vergeben hatte. Er und seine Mitwisser sollen 642 Millionen Euro entwendet haben. Der Senegal hat 700 Kilometer Küste, und der Fischereisektor erwirtschaftet derzeit 150 Millionen Euro Devisen und beschäftigt direkt oder indirekt 600 000 Menschen. Andere Küstenstaaten haben den ernsthaften Kampf gegen Korruption generell und zum Schutz der Fischgründe noch vor sich.

Fluch der Entwicklungshilfe

Inzwischen gilt bei vielen Afrikanern Entwicklungshilfe als «Fluch Afrikas». Hilfe für Afrika hat sich zu einem verselbständigten, profitablen Geschäft für staatliche und gemeinnützige Organisationen entwickelt, das von Teju Cole «White-Savior Industrial Complex» genannt wird – eine riesige Hilfsindustrie, betrieben von Rettern mit weisser Hautfarbe. Es wurde eine destruktive Abhängigkeit von Hilfe in Afrika geschaffen. Den Menschen in den meisten Ländern südlich der Sahara geht es heute schlechter als zu Beginn der Unabhängigkeit. 30 der 39 ärmsten Staaten der Welt liegen in Afrika, die Lebenserwartung der Menschen sinkt, und das tägliche Pro-Kopf-Einkommen ist heute niedriger als noch vor sechzig Jahren. Die Demokratie leidet, weil die westliche Betreuungsindustrie viele Autokraten an der Macht hält. Die Länder sind am ärmsten dran, die am meisten Entwicklungshilfe bekommen haben: Durch die «Hilfe» von aussen wird die Bettelmentalität gefördert, und die Afrikaner verlernen die Eigeninitiative. Noch nie stand das Entwicklungshilfesystem so in der Kritik. Entwicklungshilfe nützt vor allem den Gebern, den afrikanischen Eliten und Teilen der Mittelklasse.

Volker Seitz war von 1965 bis 2008 in verschiedenen Funktionen für das deutsche Auswärtige Amt tätig, unter anderem bei der EU in Brüssel, in Japan, Armenien und 17 Jahre in Afrika in sieben Ländern. Von 2004 bis 2008 leitete er die deutsche Botschaft in Jaunde, Kamerun.

«Keine Erpressung»

Lassen sich die Migranten in Lagern in Nordafrika auffangen? Eduard Gnesa, Sonderbotschafter für Migrationszusammenarbeit, sieht keine schnelle Lösung. Er setzt auf Partnerschaften mit den Herkunftsländern.



«Das Abkommen von Dublin funktioniert»: Sonderbotschafter Gnesa.

Wegen des Schiffsunglücks vor Lampedusa läuft derzeit europaweit eine Debatte über die Migration. Was halten Sie davon?

Diese Debatte ist nötig, auch wenn zurzeit keine raschen Lösungen zu erwarten sind. Leider kann nicht ausgeschlossen werden, dass ein derartiges Unglück wieder vorkommt.

Es werden verschiedene Ansätze für Massnahmen diskutiert. Der eine ist, Europa abzuschotten.

Das bringt nichts, wir können diese Migrationsströme nur mit Entwicklungszusammenarbeit vor Ort verringern. Dazu trägt die Schweiz bei.

Oder können wir – dies der andere Ansatz – die Migranten wenigstens in Nordafrika auffangen, bevor sie sich über das Mittelmeer wagen?

Diese Idee stand schon vor zehn Jahren zur Debatte, die Regierungschefs von Grossbritannien und Deutschland brachten sie auf. Die Schweiz beurteilte diesen Ansatz als interessant. Aber die Idee versandete buchstäblich in der Wüste, weil sich die nordafrikanischen Staaten dagegen wehrten. Sie fürchteten, zum Magneten für irreguläre Migration zu werden. Das Uno-Flüchtlingshochkommissariat hätte die Lager betrieben und anerkannte Flücht-

linge auf Europa und Amerika verteilt. Die abgewiesenen Asylsuchenden hätten aber die Staaten in ihre Herkunftsländer zurückschicken müssen.

Die Europäer hätten sie damit nicht allein lassen dürfen.

Die Schweiz hilft einzelnen nordafrikanischen Staaten. Wenn wir die gestrandeten Migrantinnen und Migranten, die in unglaublichen Verhältnissen leben, in ihre Heimat zurückbringen, sofern sie freiwillig zurückkehren wollen, können wir diesen Menschen helfen.

Aber Auffangstellen vor Ort lassen sich nicht eröffnen?

Die Idee ist bedenkenswert, aber angesichts der Lage in diesen Staaten ist die Umsetzung derzeit nicht sehr wahrscheinlich.

Alleingelassen fühlen sich auch die Mittelmeerländer, sie schicken die Migranten deshalb einfach weiter. Heisst das, das Dublin-Abkommen, welches bestimmt, dass Asylbewerber nur in einem Land ein Gesuch stellen dürfen, bringt nichts?

Das Abkommen von Dublin funktioniert. Wenn wir uns nicht beteiligen würden, zöge die Schweiz noch viel mehr Asylsuchende an. Viele, die in Griechenland, in Italien oder in anderen EU-Staaten erfolglos Asyl beantragt haben, kämen in die Schweiz. Wir

müssten sie, falls sie die Asylvoraussetzungen nicht erfüllen, in die Heimatstaaten zurückbringen und könnten sie nicht mehr in die Durchgangsländer zurückschicken.

Die Schweiz pflegt mit mehreren Ländern Migrationspartnerschaften, seit 2011 mit Nigeria und seit 2012 mit Tunesien. Warum kommen immer noch so viele Asylbewerber aus diesen beiden Ländern?

Aus Tunesien hatten wir letztes Jahr bis zu 300 Asylgesuche monatlich, im August waren es noch 91. Und dank dem Rückkehrhilfeprojekt aufgrund des Abkommens gingen in diesem Jahr rund 800 Tunesier freiwillig zurück. Jene, die immer noch kommen, hielten sich vermutlich schon vorher in Europa auf. Meine Kontakte zeigen mir, dass Tunesien alles daran setzt, die Leute nicht mehr auf die Schiffe zu lassen.

Bei den Asylbewerbern aus Nigeria gibt es keinen Rückgang.

Das trifft zu, aber der hohe Anteil an Dublin-Fällen zeigt, dass diese Nigerianerinnen und Nigerianer vorher meist in Italien oder Spanien lebten und jetzt, aufgrund der Krise, in der Schweiz Arbeit suchen. Auch da stellt sich die Frage: Was wäre denn die Alternative zur Migrationspartnerschaft? Immerhin nimmt Nigeria die Leute zurück.

Der Think-Tank Foraus wirft Ihnen in einer aktuellen Studie vor, die Schweiz mache sich mit ihren Migrationspartnerschaften erpressbar, weil die Herkunftsländer immer mehr Forderungen stellen könnten.

Das sehe ich ganz anders. Erstens zeigt die Studie keine Alternative auf, sie tönt nur an, es gäbe mehr Möglichkeiten, wenn wir den Arbeitsmarkt öffneten – aber das können wir, aufgrund des geltenden Rechts, nicht. Zweitens sind die Projekte, die die Schweiz im Rahmen der Partnerschaften mit diesen Ländern umsetzt, gezielt auf Verbesserungen im Migrations- und Entwicklungsbereich oder auf die Förderung der freiwilligen Rückkehr ausgerichtet. Es gibt keine erpresserischen Forderungen, die in diesen Partnerschaften gestellt werden, ganz im Gegenteil suchen die Partner die Zusammenarbeit mit uns. Und drittens schätzen die Regierungen unsere Expertise, zum Beispiel bei Grenzkontrollen oder Visaverfahren, etwa bei der Biometrie. Die Migrationspolitik ist Interessenpolitik wie alle Aussenpolitik; unser Interesse ist es, dass die Herkunftsländer ihre Leute zurücknehmen. Migrationspartnerschaften tragen dazu bei. Sie bedeuten immer ein Geben und Nehmen, aber erpressen lassen wir uns nicht.

Die Fragen stellte **Markus Schär**.

Festung Europa? Leider ja

Von Thilo Sarrazin — Was muss Europa tun, um die Verhältnisse in den Ländern Afrikas zu verbessern und um zu verhindern, dass noch mehr Flüchtlinge im Mittelmeer ertrinken?



Seit der Flüchtlingskatastrophe vor Lampedusa vor drei Wochen ist ein Mediensturm der Betroffenheit über Europa hinweggebraust. Und in der Tat, man müsste ein Herz aus Stein haben,

würde man durch die Bilder von Toten, Verzweifelten und Gestrandeten nicht verstört und angerührt. So kann jeder Papst Franziskus oder dem deutschen Bundespräsidenten Gauck zustimmen, wenn sie mehr Erbarmen und Mitmenschlichkeit fordern.

Aber was heisst das denn genau? Und wo ist die Grenze für das europäische Gewissen? Jährlich 100 000 Armutsflüchtlinge aus Afrika oder 500 000 oder vielleicht ein Million? Und was ist, wenn noch mehr kommen wollen? Den Verhältnissen in Afrika verschaffen auch jährlich zwei Millionen Armutsflüchtlinge keine nachhaltige Erleichterung.

Bisher wurde noch nicht bekannt, dass drei oder vier Flüchtlingsfamilien aus Eritrea in die leerstehende Papstwohnung im Vatikan oder ins Schloss Bellevue, den Amtssitz von Bundespräsident Gauck, eingezogen wären. Irgendwo findet der Zuzug wohl immer seine Grenzen. Aber mehr Flüchtlingsheime, dort, wo man selbst nicht wohnt, auf Kosten des anonymen Steuerzahlers sind wohl in Ordnung, wenn sie das eigene Gewissen beruhigen?

Der Soziologe Max Weber hatte 1918 in einem Vortrag Politik als Beruf zwischen Gesinnungsethik und Verantwortungsethik unterschieden. Er sagte: «Es ist ein abgründiger Gegensatz, ob man unter der gesinnungsethischen Maxime handelt – religiös geredet: <Der Christ tut recht und stellt den Erfolg Gott anheim> –, oder unter der verantwortungsethischen, dass man für die (voraussichtbaren) Folgen seines Handelns aufzukommen hat.» Gesinnungsethik ist emotionsgeleitet, Verantwortungsethik gehorcht der Stimme der Vernunft.

Die Stimme des Herzens ist nicht gerecht

Die Emotion hat ihren Platz, sonst hätten wir keine Menschlichkeit. Das Herz sieht aber nur das, was unmittelbar vor ihm liegt. Die Stimme des Herzens ist ihrer Natur nach weder ob-

jektiv noch gerecht, noch führt sie zu tragfähigen Lösungen oder macht die Welt zu einem besseren Platz. Der handelnden Vernunft dagegen muss das Wohl aller gleichmässig am Herzen liegen, sie muss angfristung denken und Handlungsfolgen abschätzen.

Betrachten wir in diesem Sinne Afrika: Die Bevölkerung dieses Kontinents hat sich in den letzten fünfzig Jahren vervierfacht und liegt jetzt bei über einer Milliarde Menschen, nach der Bevölkerungsprognose der Uno werden es im Jahr 2050 2 Milliarden und 2100 sogar 3,5 Milliarden sein. Jedes Jahr werden in Afrika 38 Millionen Kinder geboren, das sind 24 Millionen mehr, als es der Bestandserhaltung entspricht.

Gegen die Rückständigkeit

Es ist die Rückständigkeit, die den Kinderreichtum und die aus dem Bevölkerungsdruck entstehende Armutswanderung produziert, also gilt es, die Rückständigkeit zu bekämpfen. Das können nur die betroffenen Staaten selber tun mit:

- einer funktionierenden Verwaltung
- einem leistungsfähigen Bildungssystem
- marktwirtschaftlichen Reformen
- Korruptionsbekämpfung
- Eliten, die dem Volkswohl dienen.



Jedes Jahr 38 Millionen Kinder.

Wie kann Europa die Rückständigkeit in Afrika bekämpfen? Nur durch Mahnung und Beratung, keineswegs durch Geldleistungen. Die Zahlungen der Entwicklungshilfe haben vor allem die Korruption gefördert und die Machterhaltung ausbeuterischer Eliten finanziert. Sie haben die Lage der Empfängerstaaten verschlimmert und nicht verbessert.

Bekämpfung der Schlepperbanden

Europa kann helfen, indem es dafür sorgt, dass nicht jene gehen, die man braucht, um die Verhältnisse zu bessern. Es sind nicht die Ärmsten, die Afrika fliehen. Es ist der Mittelstand, jene, die eine relative Bildung haben, denen es etwas bessergeht, und deren Familien die 1000 bis 2000 Dollar für die Schlepper zusammenkratzen können, damit ein Familienmitglied als Brückenkopf nach Europa gehen kann. Es fliehen jene, die die Länder Afrikas dringend brauchen, um ihre Rückständigkeit zu überwinden. Europa tut dem Wohl dieser Länder den besten Dienst, wenn es solche Fluchtbewegungen unterbindet.

Todesopfer im Mittelmeer kann Europa am besten dadurch verhindern, dass die Flüchtlinge gar nicht mehr bis an die Ufer der Maghrebstaaten kommen. Die Mittelmeer-Anrainer Afrikas brauchen jede Unterstützung bei der Bekämpfung der Schlepperbanden, beim Aufgriff und bei der Rücksendung von Flüchtlingen.

Endgültig wird sich das Schlepperunwesen nur bekämpfen lassen, indem die Nachfrage nach Schlepperleistung austrocknet. Das wird erst dann der Fall sein, wenn klar ist, dass alle im Mittelmeer Aufgegriffenen an jene Küste zurückgebracht werden, von der sie gestartet sind, und dass jenen, die keinen Grund für politisches Asyl haben, die Abschiebung droht.

Festung Europa? Leider ja. Aber auch das Römische Reich hinter dem Limes und China hinter der Chinesischen Mauer waren für viele Jahrhunderte Festungen. Das ermöglichte ihre Entwicklung und sicherte ihr Überleben.

Was wäre denn die Alternative? Wollen wir, dass Europa so afrikanisch wird, wie Miami kubanisch und Südkalifornien mexikanisch ist? Das wäre die Alternative, und sie würde sich in nur wenigen Jahrzehnten unwiderruflich einstellen. Wie wären dann Sozialstaat und Lebensstandard im alternden geburtenarmen Europa zu halten? Und was wären die politischen Folgen? Die jüngsten Wahlerfolge des Front national in Südfrankreich sollten uns eine Warnung sein.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbank-Vorstand und Bestsellerautor.

Burkhalters Europa-Schwindel

Aussenminister Didier Burkhalter trommelt für die institutionelle Anbindung der Schweiz an die EU. Die meisten jubeln mit, doch die Rhetorik scheppert, die Argumente widersprechen sich. Wer genau hinhört, wird böse überrascht. *Von Roger Köppel*

Mit wachsender Besorgnis verfolgt man die europapolitischen Avancen von Aussenminister Didier Burkhalter. Der freudige EU-Befürworter weibelt und wirbt. Die Grundzüge sind bekannt seit letztem August. Der Bundesrat will mit der EU über eine engere institutionelle Anbindung der Schweiz verhandeln. Letzte Woche redete Burkhalter in der symbolträchtigen Aula der Universität Zürich, wo einst Churchill die «Vereinigten Staaten von Europa» besang, dabei allerdings sein Grossbritannien wohlweislich auf sicherer Distanz hielt.

Zur Erinnerung, das Grundproblem: Die EU ist verärgert über die Schweiz. Sie empfindet die bilateralen Verträge mit Bundesbern als rosinenpickerische Schlaumeierei. Sie hätte es lieber, die Schweiz würde beitreten und als potenter Nettozahler die Deutschen entlasten. Da der Beitritt vorderhand nicht zu haben ist, muss der Schweiz ihre Unabhängigkeit erschwert, ja madig gemacht werden. O-Ton eines mächtigen EU-Kommissars gegenüber dem Autor: «Wir lassen uns doch von einer Landsgemeinde nicht die Steuersätze in Europa diktieren.» So viel zur europäischen Sensibilität gegenüber direktdemokratischen Kleinstaaten.

Politik hinter Nebelwänden

Die Schweiz hält sich vorbildlich an ihre Abmachungen. Trotzdem reitet Brüssel auf angeblichen Streitfällen in den bilateralen Beziehungen herum. Brüssel will keine Verträge mehr abschliessen, solange sich die Schweiz nicht bis zur Unkenntlichkeit ins Rechtssystem der EU integriert. Gefordert wird: Übernahme des zukünftigen EU-Rechts in allen heutigen und künftigen EU-Verträgen. Unterstellung unter das oberste Gericht der EU, den Europäischen Gerichtshof (EuGH). Was die EU beabsichtigt, ist eine Einverleibung, die der Einverleibte nicht bemerkt.

Gegen dieses Vorhaben formiert sich Widerstand. Der Bundesrat behauptet, den Brüsseler Wünschen entgegenzutreten zu wollen, doch seine Vorstösse lassen den Verdacht aufkeimen, das Gegenteil sei der Fall. Tatsächlich weisen die bundesrätlichen Verteidigungspositionen bis jetzt eine täuschende Ähnlichkeit mit den Forderungen Brüssels auf. Zukünftige Rechtsübernahme? Ja, aber nicht «automatisch», sondern «dynamisch». Unterstellung unter den EuGH? Ja und nein.

Künftige Sprachforscher werden den Nuanenreichtum und das verbale Raffinement der



Wild entschlossen: Bundesrat Burkhalter.

schweizerischen Aussenpolitik bewundern. Der skeptische Bürger allerdings fragt sich alarmiert, welche Politik hinter solchen Nebelwänden lauert.

Aufschlüsse geben die jüngsten Auftritte Burkhalters, die in den Medien wenig, aber vor allem zustimmendes Echo ausgelöst haben. Die *Zürichsee-Zeitung* frohlockte: «Burkhalter packte den Stier bei den Hörnern.» Das Blatt begrüsst wahrscheinlich die kritischen Seitenhiebe des Aussenministers gegen seinen Antipoden Christoph Blocher und Teile der SVP, die sich gegen den Bundesrat stellen.

Wie schwach allerdings selbst die EU-feindliche Volkspartei agiert, wurde letzten Freitag deutlich. Die Aussenpolitische Kommission des Ständerats nickte Burkhalters Pläne für eine vertiefte Anbindung der Schweiz an die EU mit 10:0 Gegenstimmen ab. Die beiden SVPLer Germann und Eberle enthielten sich, keine Kraft zum Widerstand. Man habe dem Bundesrat den Rücken stärken wollen, hiess es hinterher. Gestärkt aber wurde die EU. Sie freut sich, dass Burkhalters Plan bei den Standesvertretern null Gegenwehr auslöste.

Wer Burkhalters Argumentation analysiert, sieht sich in seinem Misstrauen allerdings bestätigt. Es geht nicht auf. Die Rhetorik scherbelt. Der EU-Turbo verstrickt sich in Widersprüche. Mehr noch: Wo kippt bei Burkhalter

Hoffnung in Verblendung und Verblendung in gezielte Irreführung?

Beginnen wir mit dem Augenfälligsten: Am 19. Mai dieses Jahres gab Burkhalters Chefunterhändler Yves Rossier der *NZZ am Sonntag* ein ehrliches, aufschlussreiches Interview. Er kam soeben zurück aus intensiven Besprechungen mit seinem Kollegen bei der EU, David O'Sullivan. Rossiers wichtigster Satz: «Ja, es sind fremde Richter, es geht auch um fremdes Recht.»

Das Geheimdokument gibt Aufschluss

Mit dieser Formel berührte Rossier den Kern: Die Schweiz müsse sich fremden Richtern unterstellen, wenn sie die bilateralen Beziehungen mit der EU pflegen wolle. Die Schweiz nehme am Binnenmarkt teil. Der Binnenmarkt unterstehe europäischem Recht. Also sei es so logisch wie billig, dass die Schweiz als Binnenmarktteilnehmer europäischem Recht unterstehe. Die einleuchtende Aussage löste erwartungsgemäss Proteste aus. Die Schweiz unter fremden Richtern? Niemals!

Interessanterweise behauptet der geschmeidige Burkhalter vier Monate später das exakte Gegenteil. Im Interview mit der *NZZ am Sonntag* verwedelt der Aussenminister die umstrittenen Äusserungen seines Untergebenen: Es gehe, betont Burkhalter, gerade nicht um «fremde Richter». Der Bundesrat wolle vielmehr eine «Lösung ohne fremde Richter am Schluss». Was gilt jetzt? Fremde Richter oder keine fremden Richter? Rossier oder Burkhalter?

Anders gefragt: Wie vertrauenerweckend ist es, wenn sich zwei führende Schweizer EU-Strategen in diesem Knackpunkt so offenkundig widersprechen?

Aufschluss zur Sache gibt ein Blick in das geheime «Non-Paper», das Rossier und O'Sullivan als Verständigungsgrundlage für Annäherungen zwischen der Schweiz und Brüssel diesen Frühling verfasst haben.

Das Nicht-Papier, das der *Weltwoche* vorliegt, hält fest, dass die Schweiz am EU-Binnenmarkt «teilnimmt», ihm also «angehört». Mit einem gewissen Recht stellt sich die EU daher auf den Standpunkt, dass die Schweiz als Teilnehmerin des Binnenmarkts auch dessen Gesetzen unterworfen sein müsse, den heutigen wie den zukünftigen. Es ist fremdes Recht. Rossier lag richtig.

Die Passage ist von grundsätzlicher Brisanz. Sie macht deutlich, dass die Schweiz aufgrund der bilateralen Abkommen viel tiefer mit der EU verschraubt ist, als dies der Bundesrat bisher

glauben machte. Den Schweizern wurde nach dem EWR-Nein erzählt, die bilateralen Verträge dienten der Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit. Es seien Verträge zur verbesserten wirtschaftlichen Zusammenarbeit, Freihandelsabkommen höherer Ordnung sozusagen ohne politischen Einfluss auf die Unabhängigkeit.

Irrtum. Man hat den Schweizern einen Bären aufgebunden. Gemerkt hat es niemand.

Die Crux liegt im Begriff Binnenmarkt, den der flüchtige Leser leicht mit dem Wort Markt verwechselt. Da niemand gegen Märkte ist, ist auch niemand gegen den Binnenmarkt. Ein folgeschweres Missverständnis.

Der europäische Binnenmarkt ist weit mehr als eine ökonomische Einrichtung. Der Binnenmarkt war und ist die Urzelle, das Instrument einer beschleunigten politischen Einigung, ein strategischer Einstieg in einen Dreistufenplan: Ausgehend von einem Europa ohne Grenzen 1992 sollte eine Währungsunion und schliesslich eine politische Union entstehen. Der Binnenmarkt sah nach Wirtschaft aus, aber er ist der Motor der politischen Vereinigung.

Der Binnenmarkt geht über einen Markt hinaus. Er ist ein staatsähnliches System von Regeln, das in zahllose Lebensbereiche ausstrahlt: Steuern, Arbeitsplatz, Niederlassung et cetera.

Daraus folgt: Die bilateralen Verträge haben nicht die politische Unabhängigkeit der Schweiz gesichert, wie der Bundesrat beteuert, sondern sie haben die Schweiz mit der EU in ihrer Eigenschaft als politischer Binnenmarkt verschmolzen.

Wortreich verschleiert Burkhalter auch diesen Umstand. Wieder sind die sprachlichen Nuancen interessant: «Am europäischen Binnenmarkt wird kaum jemand rütteln wollen.» «Unsere Wirtschaft ist auf einen diskriminie-

rungsfreien Zugang zum Binnenmarkt angewiesen.» «Der Zugang zum Binnenmarkt ist der Lebensnerv unserer Wirtschaft.» Fazit: Der Bundesrat muss alles daransetzen, den «Zugang zum Binnenmarkt» aufrechtzuerhalten.

Zugang zum Binnenmarkt klingt nach Marktzugang klingt nach Freihandel. Burkhalter vermischt die Begriffe und Ebenen. Hat er sie wirklich verstanden? Oder verwischt er sie vorsätzlich? Für die Schweiz sind offene Märkte und diskriminierungsfreie Freihandelsbeziehungen tatsächlich lebenswichtig. Das aber ist ganz etwas anderes als ein Binnenmarkt.

Freihandel statt Binnenmarkt

Einen «Zugang zum Binnenmarkt» kann es strenggenommen gar nicht geben. Man ist entweder Teilnehmer eines Binnenmarkts, oder man ist nicht Teilnehmer eines Binnenmarkts. Freihandel hingegen findet zwischen unabhängigen Staaten statt. Binnenmarkt ist das Gegenteil von Freihandel, denn im Binnenmarkt gibt es keinen äusseren unabhängigen Handelspartner mehr.

Der Widersinn ist offenkundig. Die Schweiz gibt nicht ihre Rechtsordnung auf, nur weil sie in den USA ein paar Tafeln Schokolade verkaufen will. Nie würde sich die Schweiz in Verfassungsfragen einem chinesischen Gericht unterstellen, um Parfümflaschen nach Peking zu exportieren. Freihandel berührt nicht die Unabhängigkeit der Handelspartner.

Was die Schweiz im Verhältnis mit der EU braucht, ist Freihandel, nicht Binnenmarkt.

Burkhalter sieht es anders. Er ist bereit, die Schweiz mit unabsehbaren Folgen ans politische Regelsystem des europäischen Binnenmarkts anzudocken. Er ist darüber hinaus wild entschlossen, die Schweiz europäischen Richtern zu unterstellen.

Auch diese Tatsache vernebelt er. Die Schweiz, sagt er, könne zwar den EuGH in Streitfragen anrufen, sie sei aber an dessen Urteile nicht gebunden. Mit anderen Worten: Burkhalter will die Schweiz einem Gericht unterstellen, das nichts zu sagen hat.

Windig? Oder unehrlich? Zunächst: Die Unterstellung der Schweiz unter ein fremdes Gericht ist nicht harmlos. Dadurch anerkennt die Schweiz, erstens, den Rechtsstandpunkt der EU, während sie ihren eigenen aufgibt. Zweitens: Burkhalter trickst mit seinen Verharmlosungen. In seiner Pressemeldung zum EU-Verhandlungsmandat vom 21. August 2013 gibt der Bundesrat sehr wohl zu, dass die Nichtbeachtung des EuGH für die Schweiz gravierende Konsequenzen haben kann. Dieser Umstand wird beschönigend im Bundesberner Neusprech versteckt: Falls im Konfliktfall zwischen Schweiz und EU keine «für beide Parteien annehmbare Lösung» gefunden werde, «könnten angemessene Ausgleichsmassnahmen ergriffen werden». «Ausgleichsmassnahmen»? Gemeint sind Sanktionen gegen die Schweiz. Der Bundesrat will nicht, dass man versteht, was vor sich geht.

Es scherbelt und knorzt. Je genauer man hinhört, desto widersprüchlicher werden die Argumente.

Das Fazit aus dem Gesagten lautet: Die Schweiz braucht mehr Freihandel und weniger Binnenmarkt. Auf keinen Fall darf sie sich dem EuGH unterwerfen, den Aussenminister Burkhalter irreführend zur Nullität erklärt.

Bilateralismus, wie ihn der Bundesrat praktiziert, führt direkt in den europäischen Binnenmarkt, der ein eminent politisches Gebilde ist, eine Durchgangsstufe zum Vollbeitritt. Bilateralismus, wie ihn eine Mehrheit der Schweizerinnen und Schweizer versteht und wie er von der Regierung hintertrieben wird, heisst Freihandel und Unabhängigkeit. ○

Wir machen erfolgreich Schweizer Dorfladenpolitik.

Volg ist im Dorf daheim – jetzt auch in der Westschweiz. Seit Jahrzehnten betreiben wir erfolgreich Schweizer Dorfladenpolitik und pflegen typisch schweizerische Werte. Mit ein Grund, warum immer mehr Kunden Volg wählen.

Volg. Im Dorf daheim.



Volg
frisch und fründlich

Tödliches Experiment

Ein Häftling ermordet seine Betreuerin auf dem Weg zur Reittherapie. Jetzt zeigen neue Dokumente dieses unglaublichen Genfer Falls: Die kumpelhafte Nähe zu den gefährlichen Tätern hatte System. Die verantwortliche Direktorin Véronique Merlini schwört aufs Kuschel-Prinzip. *Von Philipp Gut*



Wanderpredigerin der Resozialisierung: Cheftherapeutin Merlini, mittlerweile krankgeschrieben.

Der Vorfall erschütterte die Schweiz: Auf dem Ausflug zu einer Reittherapie ermordet der Häftling Fabrice A. seine Betreuerin Adeline M. mit einem Messer, das er zuvor problemlos im Internet bestellen konnte. Die beiden sind allein unterwegs, ein Polizist ist nicht dabei. In der gediegenen «Brasserie Lipp» in der Genfer Innenstadt war sogar ein Tisch reserviert, wo der Täter und sein Opfer nach dem Reiten essen wollten. Dazu ist es nicht mehr gekommen.

Was wie eine zynische Satire auf Kuschelansätze und Therapiegläubigkeit im Schweizer Strafwesen klingt, ist bittere Realität. Aufgerüttelt durch den Mord an der jungen Frau, beauftragte die Genfer Regierung beim ehemaligen Sicherheitsdirektor Bernard Ziegler eine Administrativuntersuchung, deren Resultate am vergangenen Freitag vorgestellt wurden. Der Schutz der Allgemeinheit sei sträflich vernachlässigt worden, stellte Ziegler fest. Man habe einseitig nur das Ziel der Wiedereingliederung in die Gesellschaft im Auge gehabt. «Der Staat hat dabei versagt, seine Mitarbeiter zu schützen», doppelte Regierungspräsident Charles Beer (SP) nach, der die Familie des Opfers im Namen von Regierung und Kanton um Entschuldigung bat.

In den Fokus der Kritik gerät damit, neben der Chefin des Amtes für Justizvollzug, vor allem

eine Person: Véronique Merlini, Direktorin des sozialtherapeutischen Zentrums La Pâquerette im Gefängnis Champ-Dollon. Dort hätte der mutmassliche Mörder auf ein normales und rechtskonformes Leben in Freiheit vorbereitet werden sollen.

Der springende Punkt dabei: Die Freigänge der Pâquerette-Insassen fanden ganz bewusst ohne den jetzt nachträglich geforderten Schutz statt. Sie waren zentrale Bestandteile des Therapiekonzepts, das Merlini anordnete und bislang auch mit Verve vertrat.

Die Verantwortliche taucht ab

Doch nach dem Mord an ihrer Kollegin und Mitarbeiterin tauchte die Direktorin ab. Seit Bekanntwerden der Tat ist sie krankgeschrieben und – wie die offizielle Sprachregelung lautet – vorläufig suspendiert. Weil das Zentrum zum Zeitpunkt der Tragödie dem Genfer Universitätsspital unterstand, hat die Genfer Regierung bei diesem beantragt, gegen Merlini ein Untersuchungsverfahren einzuleiten. Auch die Staatsanwaltschaft will prüfen, ob sie im Fall Adeline M. ein Strafverfahren eröffnet.

Für Fragen und Auskünfte rund um La Pâquerette und den Mord an Adeline M. ist Véronique Merlini daher nicht mehr erreichbar. Sie stahl sich aus der Verantwortung, wie es viele vor ihr getan hatten, die ins Kreuzfeuer

öffentlicher Kritik geraten waren (siehe Artikel gegenüberliegende Seite).

Das plötzliche Schweigen erstaunt umso mehr, als Merlini in der Vergangenheit als feurige Wanderpredigerin der Resozialisierung auftrat. Dem Ziel, auch brandgefährliche Gewalt- und Sexualstraftäter zurück in die Freiheit zu führen, ordnete sie alles unter, selbst die Sicherheit. Das zeigen neben dem Ziegler-Bericht auch neue Dokumente.

Besonders aufschlussreich ist ein Vortrag, den Merlini im November 2006 an der Universität Freiburg hielt (nachzulesen im Band «Gefängnis als Klinik?», 2008). Die Ausführungen, die Idee und Alltag des soziotherapeutischen Zentrums La Pâquerette schildern, machen deutlich, dass bewusste Entscheide zum fahrlässigen Umgang mit den gefährlichen Verbrechern geführt haben.

Der Täter durfte sein Opfer auswählen

Merlini schwört auf das «Prinzip der Therapigemeinschaft». Das heisst: Die Insassen, die alle schwere Persönlichkeitsstörungen («graves désordres de la personnalité») aufweisen, leben in einer Art Sozialexperiment eng mit Betreuern, Therapeuten und Wärtern zusammen. Die Unterschiede sollten möglichst eingeebnet, Grenzen verwischt, Autoritäten beschnitten werden. Man simuliert eine Gemeinschaft von Gleichen.

Selbst die Gefängniswärter mussten an den Aktivitäten und Dialogrunden des Zentrums teilnehmen, was einige Kollegen offenbar nur schwer mit ihrem Berufsverständnis vereinbaren konnten («leur vocation n'est pas toujours bien comprise par certains de leurs collègues»). Merlini versuchte den Wachleuten das Experiment schmackhaft zu machen, indem sie es als seltene Karrierechance darstellte.

Erklärtes Vorbild von La Pâquerette sind die sogenannten therapeutischen Gemeinschaften, die der britische Psychiater Maxwell Jones im Zweiten Weltkrieg für Soldaten und Kriegsgefangene etablierte. Dabei sollte zwischen Personal und «Patienten» eine «freie, transparente und gleichberechtigte Kommunikation» herrschen. «Die Entscheidungen müssen auf jeder Ebene im Konsens getroffen werden», erklärt Merlini diesen Ansatz.

In Genf wird aus dem Kreis von Betreuern und Gefangenen eine Person gewählt, welche den Vollversammlungen («assemblées») des Zentrums jeweils einen Monat lang vorsteht («assure la présidence»).

Trends

Bei Gegenwind sind sie plötzlich weg

Kommt Kritik auf, stehlen sich Chefs in Verwaltung und Politik häufig und rasch aus der Verantwortung.



Krank: Gürber.

Die moderne Epidemie grassiert seit einigen Jahren quer durch alle Milieus, Geschlechter und Berufe: Verantwortungsträger in der Politik und in der Verwaltung lassen sich reihenweise krankschreiben, sobald öffentliche Kritik an ihrer Arbeit aufkommt. **Véronique Merlini**, Obertherapeutin im Mordfall Adeline M., ist bloss das jüngste Beispiel. Gleich handelte wenige Wochen zuvor der Zürcher Jugendanwalt **Hansueli Gürber**, der sich nach der öffentlichen Empörung über das Luxusleben eines jugendlichen Gewalttäters (Fall «Carlos») zu 50 Prozent krankschreiben liess.

Im Justizwesen scheint das Krankschreibenlassen beliebt zu sein: **Beatrice Breitenmoser**, die ehemalige IV-Chefbeamtenin in Bern und Leiterin des Zürcher Amtes für Justizvollzug, verabschiedete sich 2007 auf diese Weise, als ein Sexualstraftäter im Urlaub rückfällig wurde.

Selbst im medizinisch-psychiatrischen Bereich scheuen sich Chefs nicht, sich mit-



Krank: Escher.



Krank: Mader.

tels Arztszeugnis aus der Verantwortung zu schleichen. So geschehen letztes Jahr bei **Regula Mader**, der Vorsitzenden der Universitären Psychiatrischen Dienste Bern. Oder bei **Cécile Leimgruber**, Gynäkologin am Spital Wil, die sich nach schweren Kunstfehlern per Kollagenattest aus dem Staub machte.

Weg des geringsten Widerstands

Spitzenpolitiker wie die ehemalige grüne Zürcher Stadträtin und Sozialamtschefin **Monika Stocker** beschritten den Weg des geringsten Widerstands ebenso wie weniger bekannte Figuren, etwa die Schulleiterin im Vergewaltigungsfall Seebach oder auch die «falsche Astronautin» und Lehrerin **Barbara Burtscher**. Sogar harte Kerle wie der jurassische Polizeikommandant **Henri-Joseph Theubet** oder der Walliser Gendarmerie-Chef **Franziskus Escher** wählten 2010 nach Kritik und Skandalen den Hinterausgang durch die Arztpraxis. *Philipp Gut*



Krank: Breitenmoser.

Die Gefangenen dürfen also jederzeit mitreden. Im Fall Adeline M. konnte Fabrice A. sogar bestimmen, welche Therapeutin ihn auf den mörderischen Reitausflug begleiten sollte, wie Untersuchungsleiter Ziegler feststellte. Der Mörder durfte sich sein Opfer auswählen.








Merlini und ihre Mitstreiter waren überzeugt, die Übeltäter durch Begegnungen auf Augenhöhe zu verantwortungsvollen Menschen geradzubiegen. Ziel des umfassenden Gemeinschaftslebens sei eine «fortschreitende Änderung der Einstellungen und Überzeugungen» der Häftlinge. Sie sollten Gefühle der Selbstverachtung und des Hasses überwinden, Verantwortungssinn («le sens des responsabilités») entwickeln und sich schliesslich als vollwertige Mitglieder in die Gesellschaft einfügen.

Deutlich wird vor diesem Hintergrund: Das geplante Rendezvous zwischen Fabrice A. und Adeline M. in der «Brasserie Lipp» war kein Ausrutscher. Die simulierte Gleichberechtigung zwischen Therapeuten und Gefangenen gehört zu den Kernideen von La Pâquerette. Als im Jahr 2003 die Freigänge nach der Flucht eines Häftlings vorübergehend gestoppt wurden, beklagte sich Merlini mehrfach und öffentlich. Dieses Instrument sei «wesentlich» auf dem Weg zurück ins freie Leben, so Merlini im zitierten Buchbeitrag. Auch gegenüber einer Kommission des Genfer Grossen Rats beklagte sich die Direktorin 2004 über die Einschränkung des Programms. Das Zentrum durchlaufe eine «extrem schwierige» Zeit, weil die Freigänge nicht mehr erlaubt seien.

Polizeischutz für die Betreuerinnen während der Freigänge lehnte Merlini dezidiert ab. Es sei undenkbar («impensable»), dass ständig Polizisten dabei seien, wenn die Häftlinge mögliche zukünftige Arbeitgeber oder ihre Familien besuchten, sagte Merlini gemäss dem Parlamentsrapport.

Ihr Widerstand gegen den Ausgangsstopp war offensichtlich erfolgreich: Seit 2007 standen die Freigänge wieder auf der Tagesordnung. Im Fall von Adeline M. wurde das grenzenlose Vertrauen in die gefährlichen Täter brutal enttäuscht. Die Folgen sind bekannt. ○

WEITERE 19/20 PUNKTE
BORDEAUX 2009

	Lynch Bages - Pauillac 2009 CHF 178.20
	Pichon Baron - Pauillac 2009 CHF 189.00
	Pichon Lalande - Pauillac 2009 CHF 178.20
	Haut Bailly - Pessac-Léognan 2009 CHF 151.20
	Lascombes - Margaux 2009 CHF 88.55
	Rauzan Segla - Margaux 2009 CHF 116.65
	Angelus - St. Emilion 2009 CHF 367.20

Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl, Zwischenverkauf vorbehalten.
Franco Melano. Transport nicht im Preis enthalten.

BORDEAUX 2009: RENÉ GABRIELS 19/20 PUNKTE WEINE

			
2009 PHÉLAN SÉGUR - ST. ESTÈPHE CHF 41.05	2009 CLERC MILON PAUILLAC CHF 62.65	2009 LÉOVILLE BARTON ST. JULIEN CHF 102.60	2009 PAPE CLEMENT PESSAC-LÉOGNAN CHF 140.40



ARVI
THE SWISS BANK OF
FINE AND RARE WINES

ARVI SA
Via Pedemonte 1
CH-6818 Melano

T 091 649 68 88
F 091 648 33 75

info@arvi.ch

WWW.ARVI.CH



«Das ist Aufgabe des Staates»: Spitzenbeamter Füglistaler.

Die Milliarden für die Eisenbahn

Zur Bewältigung des Verkehrswachstums brauche es zusätzliche Investitionen in das Schienennetz, sagt Peter Füglistaler, Direktor des Bundesamts für Verkehr. Aber warum soll ein unrentables Transportsystem überhaupt vom Steuerzahler unterstützt werden? *Von Christian Mundt*

«Der Betrieb einer Eisenbahn erfordert immer Subventionen», sagt Peter Füglistaler. Er muss es wissen, Füglistaler ist Direktor des Bundesamts für Verkehr (BAV), das für den öffentlichen Verkehr in der Schweiz verantwortlich ist (der private Verkehr wird vom Bundesamt für Strassen geregelt). Füglistaler empfängt die *Weltwoche* zum Gespräch in seinem Büro in Ittigen, wo sich mehrere Bundesämter des Departements für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek) befinden. Das Büro ist aufgeräumt, Zugmodelle stehen im Regal. An der Wand hängt eine Illustration. Sie zeigt den nächtlichen Austausch eines Schienenstücks. Füglistaler «lebt den ÖV», wie er selber sagt. Ein Auto besitze er nicht mehr.

Füglistaler lebt den öffentlichen Verkehr nicht nur, der ÖV ist der rote Faden seiner Laufbahn. Er doktorierte in Volkswirtschaft und startete bei der Eidgenössischen Finanz-

verwaltung, wo er für den Bahnverkehr zuständig war. Später kam er zu den SBB und sass vor seinem Wechsel ins Bundesamt als Finanzchef des Bereichs Infrastruktur in der Geschäftsleitung. Aber wie rechtfertigt ein Volkswirt Milliardensubventionen für ein Transportsystem, das seine Kosten nicht decken kann?

«Das heutige System ist ein Produkt der Geschichte», das sich so entwickelt habe, antwortet Füglistaler. Sündenfall war wohl die Verstaatlichung der Bahnen, nachdem der private Ansatz gescheitert war. Seither hätten wir «permanente Rettungs- und Sanierungsaktionen», die der Staat finanziert habe. Daran hätten sich die Schweizer gewöhnt. «Allgemein ist Mobilität zu billig», sagt Füglistaler. Wegen der ständigen Erweiterung des Angebots wurde der ÖV immer beliebter. Erst der Ausbau der Infrastruktur ermöglichte es, grosse Distanzen zwischen Wohn- und Arbeitsort zu-

rückzulegen, was auch immer öfter geschah. Das gute Angebot hat sich so selber die Nachfrage nach Transportleistungen geschaffen. «Angebotsinduzierte Nachfrage» nennen das Ökonomen. Die Folge ist ein Teufelskreis: Immer mehr Leute werden abhängig vom öffentlichen Verkehr, und dieser muss darum immer weiter ausgebaut werden – mit Staatsgeld.

«Natürlich ginge es auch anders»

Man müsse aber unterscheiden, so Füglistaler. Der reine Betrieb des Fernverkehrs deckt seine Kosten. Und im Regionalverkehr würden wegen der Grundversorgung mehr Leistungen gefordert, als der Markt anbiete. Der grosse Kostenblock sind aber Bau und Unterhalt der Infrastruktur. «Und das ist Aufgabe des Staates», sagt Füglistaler. «Natürlich ginge es auch anders. Die Folgen wären aber massiv höhere Preise und ein deutlicher Rückgang des Ver-

kehr.» Die Infrastruktur sei jedoch ein zentraler Bestandteil, um den Wohlstand in der Schweiz zu sichern.

Nicht die Sicherung, sondern der Ausbau dieser ÖV-Infrastruktur ist Ziel des Verkehrsclubs der Schweiz (VCS). Die von ihm eingereichte Volksinitiative «Für den öffentlichen Verkehr» verlangte mehr Geld für die Schiene, bezahlt aus der Strassenkasse. Zwischen 1985 und 2010 wurden so bereits mehr als 16,5 Milliarden umgelenkt. Der Bundesrat hat die Initiative abgelehnt und die Verwaltung eine Alternative entwerfen lassen. Diese hiess das Parlament gut, und der VCS zog seine Initiative zurück.

Verantwortlich für diesen erfolgreichen Gegenvorschlag ist BAV-Direktor Füglistaler. Beide Räte haben dem Fabi (Finanzierung und Ausbau der Bahninfrastruktur) genannten Paket zugestimmt. Der Amtsdirektor spricht der Schiene zwar ebenfalls mehr Mittel zu, setzt aber auf andere Quellen: «Der ÖV muss seine Probleme selber lösen.» Nicht die Mineralölabgaben sollen darum den ÖV alimentieren, sondern die Bahnfahrer, die Kantone und via Erhöhung der Mehrwertsteuer auch die Allgemeinheit.

Das Geld wird gebraucht. Der Bund rechnet für den Betrieb und Unterhalt der Bahninfrastruktur mit Kosten von 4,5 Milliarden Franken – pro Jahr, versteht sich. Knapp ein Drittel davon soll für Ausbauten zur Verfügung stehen. Um die Finanzierung dieser Infrastrukturen für die Zukunft sicherzustellen, soll es künftig nur noch einen einzigen Fonds geben, den Bahninfrastrukturfonds (BIF). Heute bestehen verschiedene Kässeli nebeneinander, alle mit dem gleichen Ziel, aber jedes mit einem anderen Zweck. Die Folge ist ein unübersichtliches System von Geldströmen und Schulden. Der BIF soll alles transparenter und ökonomischer machen.

Züge sollen nicht mehr schneller werden

Neu würde nur noch gebaut, was auch finanziert ist, sofern auch das Volk am 2. Februar der Fabi-Vorlage den Segen gibt. Füglistaler spricht vom Public-Choice-Ansatz: Das Volk bestimmt, was es will. Soll also das ÖV-Angebot ausgebaut werden, muss gleichzeitig dessen Finanzierung sichergestellt werden. «Wer etwas will, muss dafür bezahlen», sagt Füglistaler. «Und gute Qualität hat ihren Preis.»

Ob es Sinn macht, einen nicht kostendeckenden Verkehrsträger noch weiter auszubauen? Für Füglistaler müssen Politik und Volk diese Frage beantworten. Dennoch, ein grenzenloses Wachstum mit entsprechend grenzenlosen Kostenfolgen will auch der Amtsdirektor nicht. Den Beleg dafür liefert er in seiner Vorlage: «Wir machen das Angebot nicht noch attraktiver.» Anders als noch in den 1980er Jahren gehe es heute nicht mehr darum, neue Bedürfnisse zu schaffen, sondern darum,

die bestehenden zu befriedigen und den Verkehr zu bewältigen. «Wir setzen auf Kapazität, nicht auf Geschwindigkeit», so Füglistaler. Es ist die Absage an eine Hochgeschwindigkeitsstrecke zwischen Zürich und Bern. Geschwindigkeit ist der grösste Mobilitätstreiber. Darum sollen die Züge – mit wenigen Ausnahmen – nicht schneller werden, sondern öfter fahren.

«Es ist nicht unser Geld»

Rund 8,2 Milliarden Franken wenden Bund und Kantone derzeit jedes Jahr für den öffentlichen Verkehr auf. Zusammen mit den Kantonen definiert das BAV das Angebot und bestellt bei den Bus- und Bahnunternehmen die Dienstleistungen – zu fix mit den Transportunternehmen verhandelten Preisen. Arbeiten die Unternehmen effizient, dürfen sie das

Schlafen ist sinnlich.
Spüren Sie den Unterschied?

roviva 1748

Matratzen- und Bettenfabrik, www.roviva.ch

überschüssige Geld behalten. Arbeiten sie ineffizient, müssen sie aber auch die Verluste selber tragen. So erklärt sich der dreistellige Millionengewinn der SBB.

Füglistaler hat den Anspruch, die grösstmögliche Wirkung mit den Fördermitteln zu erreichen. «Es ist nicht unser Geld, das wir aus-

Ob es Sinn macht, einen nicht kostendeckenden Verkehrsträger noch weiter auszubauen?

geben, sondern dasjenige des Steuerzahlers», sagt er. Obwohl man darum noch sorgsamer mit dem Geld umgehen müsse als mit dem eigenen, sei es nicht einfach, in diesem Umfeld leistungsorientiert zu arbeiten. Nicht immer liegt das jedoch in der Hand des Bundesamts. Als dieses bekanntgab, Regionalbahnen mit einer Kostendeckung von unter dreissig Pro-

zent unter die Lupe zu nehmen und das Angebot allenfalls durch Busse zu ersetzen, ging ein Mediengewitter über dem BAV nieder. Sind lokale Interessen tangiert, setzen sich plötzlich Politiker aller Couleur für ihre Regionalbahn ein. So auch, als das BAV den Busverkehr etwas liberalisieren wollte.

Trotz der niedrigen Selbstfinanzierung trägt der Regionalverkehr nur wenig zum Defizit des öffentlichen Verkehrs bei. Das Minimalangebot in einigen Bergregionen sind vier Busse pro Tag – zwei am Morgen, zwei am Abend. «Das ist das absolute Minimum, das unser Service public bereitstellen muss», sagt Füglistaler. Genauso wie einen Regionalzug pro Stunde. Aber: «Ein Bus kostet nichts im Vergleich zu einem Hochleistungsknoten wie dem Bahnhof Zürich.» Schlossen die SBB ihre zehn unrentabelsten Strecken, würden rund zehn Millionen Franken gespart. Im Vergleich zu den Milliarden, die der Agglomerationsverkehr um die grossen Zentren kostet, sind das Peanuts.

Teufelskreis des öffentlichen Verkehrs

Die Wirtschaftlichkeit des öffentlichen Verkehrs konnte in den vergangenen Jahren leicht verbessert werden. Sie müsse aber weiter erhöht werden, gibt auch Füglistaler zu. Er ist überzeugt, dass dies aber nur Schritt für Schritt geschehen könne, so dass es vom Markt und von der Bevölkerung auch akzeptiert werde. Ein grosser Kostenfaktor ist die Ausrichtung auf die Spitzenzeiten. Das System muss so ausgelegt werden, dass es den Pendlerverkehr am Morgen und am Abend bewältigen kann. Könnte man diese Spitzen glätten, würde es günstiger. Die unlängst von Avenir Suisse eingebrachten Vorschläge zum Ausgleich solcher Schwankungen im Verkehr, Mobility-Pricing mit differenzierten Tarifen zu unterschiedlichen Zeiten, seien zwar als Idee überzeugend. Die Umsetzung wäre aber zu komplex.

Füglistaler präferiert das Generalabo und zieht Parallelen zum Mobilfunk: Differenzierte Tarife für jede Art der Nutzung hätten sich nicht bewährt, stattdessen gebe es Pauschalabonnemente – wie das GA. Auch die Kostenstruktur ist mit hohen Fix- und kaum variablen Kosten im Mobilnetz ähnlich: Ein voller Zug kostet nahezu gleich viel wie ein leerer. Entsprechend gilt es, die Infrastruktur möglichst auszulasten.

So entsteht ein Teufelskreis im öffentlichen Verkehr: Um ihre Kosten möglichst zu decken, müssen die Unternehmen ihre Busse und Züge füllen. Auch ein halbbezahlter Sitzplatz bringt mehr als ein leerer. Weil die ÖV-Nutzer so aber nicht die vollen Kosten tragen, haben sie einen Anreiz, mehr zu fahren, als wenn sie den richtigen, kostendeckenden Preis bezahlen müssten. So wird wiederum die Nachfrage nach ÖV und noch höheren Kapazitäten befeuert. Ein Betrieb der Eisenbahn ohne Subventionen wird so nicht mehr möglich. ○



Schweiz

Journalist und Verdreher

Der Artikel von Urs Paul Engeler über die Familie der de Watteville ist ein schönes Muster von Gesinnungsjournalismus im Dienste der obsessiven Anti-EU/EWR-Position der *Weltwoche*.
Von Hans Rentsch

So interessant Urs Paul Engelers Artikel (*Weltwoche* Nr. 39/13) in den historischen Details sein mag – zum Ende hin lässt der Autor die Katze aus dem Sack. Der geneigte Leser merkt spätestens hier: Die Assoziation zwischen dem letzten Wort des Titels («Regenten, Krieger und Verräter») und der Schlusspassage über Botschafter Jacques de Watteville (früher Leiter der Schweizer Mission in Brüssel, heute Leiter des Staatssekretariats für Finanzfragen) ist zu offensichtlich, als dass man nicht an Absicht glauben könnte. Dieser Link grenzt an Verleumdung. Ebenso schlimm ist allerdings die Fakten- und Realitätsverweigerung, die aus diesem Artikel zum Verhältnis Schweiz–EU spricht. Man könnte angesichts der Warnungen von Engeler meinen, de Watteville sei ein mit Alleinvollmachten ausgestatteter Chefdiplomat, der in seinem neuen Amt über alle Köpfe hinweg die Politik bestimmt. Dabei gibt es kaum ein anderes demokratisches Land mit einem so hohen Grad an Partizipation und mit so zahlreichen institutionellen Schranken und Rückversicherungen wie die Schweiz.

Die von Engeler zitierten «verräterischen» Aussagen von de Watteville beziehen sich auf das Verhältnis Schweiz–EU. Natürlich sehen die Realitäten dieser Beziehungen für einen Schweizer Diplomaten in Brüssel anders aus als für den hiesigen Journalisten mit einer unverrückbaren ideologischen Position. Fakt ist: Wenn sich die grosse Umwelt fortdauernd und beschleunigt verändert, sollte sich gerade ein kleines Land nicht auf ein Souveränitätsverständnis aus vergangenen Zeiten versteifen, sonst gerät es schleichend ins Abseits. Genau über solche Prozesse haben unsere Diplomaten von der Front frühzeitig zu berichten, besonders in einem Land, in dem innenpolitische Befindlichkeiten so dominant sind und oftmals den Blick für die nüchternen Realitäten trüben.

Suggestivkommentare

Was an den zitierten Aussagen von de Watteville so problematisch sein soll, leuchtet wohl nur denjenigen ein, die bereits wie Engeler ticken. Engeler lässt nichts unversucht, mit suggestiven Kommentaren den Leser in seinem Sinne zu beeinflussen. Betrachten wir einige der «verräterischen» Stellungnahmen von de Watteville:

— Der Bilateralismus sei ein Bergpfad. «Heute sind wir allein und eingeschlossen.» Klingt im Grunde recht sachlich. Doch Engeler wünscht sich mehr Begeisterung von de Watteville für den offiziellen Weg (Bilateralismus).

— «Sogar unsere Freunde verstehen uns nicht mehr.» Nach Anrufung der Ventilklausel prüfe die EU neue Druckmittel gegen die Schweiz. Für Engeler grenzen solche Rückmeldungen von der diplomatischen Front an Defätismus.

— «Das EU-Recht entwickelt sich fast täglich weiter. Wenn die Schweiz die Änderungen



Rückversicherung: Staatssekretär de Watteville.

nicht nachvollzieht, entstehen Unterschiede zwischen den Marktteilnehmern und Wettbewerbsverzerrungen. Das will die EU verhindern.» Eine sachlichere Darstellung des Spannungsverhältnisses Bilateralismus (statisch) zu Binnenmarktrecht (dynamisch) ist kaum möglich. Für Engeler jedoch klingt de Watteville «wie ein Abgesandter Brüssels».

— «Die Schweiz ist keine Insel, sondern bewegt sich in einer globalisierten Welt. Wer sich auf die Innensicht versteift, schlittert in die Isolation und gefährdet seine eigenen Interessen.» Engeler ideologisch vorgespurte suggestive Logik: Der De-Watteville-Geist sehne

sich auch im jüngsten Spross nach «der raschen Einbettung ins grosse Ganze».

«Eigene Politiken»

Engeler erwähnt auch, de Watteville habe sich enttäuscht gezeigt, weil die Schweiz auf einer eigenständigen Politik beharre. Tatsächlich schrieb der Bundesrat in seinem Europabericht, die Schweiz bevorzuge den bilateralen Weg, weil er eigene Politiken erlaube. Das Problem mit den «eigenen Politiken» ist, dass sie sich ausgerechnet auf jene Sektoren beziehen, bei denen die Schweiz Mühe mit den Liberalisierungen bekundet, welche der Realisierung des EU-/EWR-Binnenmarkts dienen: zum Beispiel im Strommarkt, generell im ganzen Bereich der ehemals staatlichen Netzmonopole wie Post und Bahn, aber auch in gewissen Bereichen der übrigen Gütermärkte. Hier geht es oft um föderalistische und von linken Etablierten und staatsnahen Gewerkschaften unter-

Solche Rückmeldungen von der diplomatischen Front grenzen für Engeler an Defätismus.

stützte Interessen, nicht zuletzt auch um konfliktreiche Mehrfachrollen der Kantone, die Liberalisierungen entgegenstehen. In dieses helvetische Muster politisierter Wirtschaftsbereiche passt auch, dass die Schweiz keine Regelung kennt, die dem EU-Verbot staatlicher Beihilfen (Subventionen) entspricht, was latent zu Konflikten mit den Binnenmarktregeln der EU führt. Dagegen würde der von der *Weltwoche* unverdrossen diffamierte EWR-Beitritt «eigene Politiken» genau in jenen Bereichen zulassen, die der Schweiz so wichtig sind: Geld- und Währungspolitik, Finanz- und Fiskalpolitik, Verkehrspolitik, Arbeitsmarktpolitik, Sozial- und Umweltpolitik und Agrarpolitik. Trotzdem bleibt das Thema EWR auch 21 Jahre nach der Abstimmung tabuisiert.

Hans Rentsch ist Ökonom und Leiter des FWS-Forschungsinstituts in Zug.



RADIO MONTE CARLO

C'EST CHIC

Im Kabelnetz, auf www.radiomontecarlo.ch
und jetzt neu auch auf dem iPhone

Krieg den Christen

Ob in Ägypten, Syrien, im Irak, in Indien oder Nordkorea – die Lage der Christen weltweit hat sich in den letzten zwei Jahren sukzessive verschlechtert. In einem neuen Buch spricht John L. Allen Jr. von einem «globalen Krieg» und untersucht die Gründe für das Schweigen darüber im Abendland. *Von Urs Gehrig*

Egoistisch, zynisch, menschenfeindlich. Geht es in diesen Tagen um die Flüchtlingspolitik Europas, fallen Worte wie diese. Dass sich in den Gewässern vor dem Kontinent Tragisches abspielt, bestreitet nach den Vorfällen von Lampedusa niemand. Das nun ostentativ ausgeschüttete Mitleid wirkt dennoch befremdend wohlfeil. Betroffenheit kommt in Wellen. Sie wird immer dann gern bekundet, wenn sie medial opportun erscheint und sich publikumswirksam inszenieren lässt.

Während sich Europa an Themen wie Flüchtlinge, Migration und Fremdenfeindlichkeit abarbeitet, findet das Los anderer Verdammter dieser Erde kaum Erwähnung – selbst wenn diese der abendländischen Gesellschaft durch religiöse Bande eng verbunden sind.

Über das Schicksal Hunderttausender verfolgt Christen wird – wenn überhaupt – meistens in Randnotizen oder Kurzmeldungen berichtet. In den letzten Wochen erlangten zwei Ereignisse kurz die öffentliche Aufmerksam-

Den Geiseln wurden Fragen zum Islam gestellt. Wer keine Antwort wusste, wurde hingerichtet.

keit: das Selbstmordattentat vor einer Kirche im pakistanischen Peschawar, wo über achtzig Gläubige getötet wurden. «Sie sind Feinde des Islam, deshalb nehmen wir sie ins Visier», begründeten die Attentäter den schwersten Anschlag auf Christen in Pakistan seit Jahren. Die zweite Nachricht, die kurz Schlagzeilen machte, stammt aus Kenia. In der Hauptstadt Nairobi, wo Mitglieder der somalischen Al-Schabaab-Miliz ein Einkaufszentrum überfielen, trennten die Attentäter Muslime von Christen, mit tödlicher Absicht: Den Geiseln wurden Fragen zum Islam gestellt. Wer keine Antwort wusste, wurde hingerichtet.

Es sind kleine Puzzlestücke, diese aus der Aktualität gegriffenen Gräueltaten, Fragmente bloss eines weltumspannenden Phänomens. Es sei ein «globaler Krieg gegen Christen» im Gang, so der US-amerikanische Kirchenspezialist John L. Allen, Vatikan-Korrespondent verschiedener US-Medien und Autor des eben erschienenen Buchs «The Global War on Christians». Gleichzeitig sei die Christenverfolgung «die grösste Katastrophe des frühen 21. Jahrhunderts, über die nicht berichtet werde».



Die grösste Katastrophe, über die nicht berichtet wird.

Nebst ausführlichen Augenzeugenberichten und eigener Anschauung an zahlreichen Brennpunkten verweist Allen auf zwei Studien, um uns das Ausmass der aktuellen Christenverfolgung vor Augen zu führen: — Die Internationale Gesellschaft für Menschenrechte (IGFM), eine säkulare Menschenrechtsorganisation mit Sitz in Frank-

furt, kommt zum Schluss, dass sich heute achtzig Prozent der religiösen Diskriminierung in der Welt gegen Christen richten. «Das Christentum ist weltweit die am meisten verfolgte Religion», konstatierte die Bundeskanzlerin Angela Merkel letztes Jahr auf der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland folgerichtig.

— Die zweite Studie, die Allen ins Feld führt, stammt vom Center for Study of Global Christianity des Gordon-Conwell Theological Seminary in Massachusetts. Danach wurden im letzten Jahrzehnt jährlich rund 100 000 Christen wegen ihres Glaubens getötet. Nimmt man die Zahlen des Center zum Nennwert, werden pro Stunde weltweit elf Christen getötet – Stunde für Stunde.

«Das Blutbad ereignet sich in einem derart grossen Ausmass, dass es nicht bloss für Christen ein Drama darstellt», sondern auch «die grösste Herausforderung ist, was die Verletzung von Menschenrechten betrifft», bilanziert Allen.

Wesentlich zum Leiden der Christen beigetragen hat der arabische Winter, welcher nach dem vermeintlichen Frühling islamistischen Gruppierungen Auftrieb verlieh.

Ägypten — Die rund acht Millionen Kopten erleben derzeit die schlimmsten Angriffe seit dem 14. Jahrhundert – besonders von Seiten der radikalen Muslimbrüder. Mehr als 100 000 Christen haben ihre Wohngebiete verlassen, schätzen Hilfswerke. Nach der Absetzung von Präsident Mursi Mitte August kam es zu einer verheerenden Gewaltwelle. Ein entfesselter Mob habe insgesamt 200 koptische Geschäfte und Gebäude angegriffen, berichtet Amnesty International. Vier Menschen seien dabei getötet, 43 Kirchen beschädigt worden.

Allein die Offenbarung, an die christliche Dreifaltigkeit zu glauben, gilt als Blasphemie.

Irak — Auf 40 der 65 Kirchen in Bagdad wurde seit der US-Invasion im Irak 2003 mindestens ein Anschlag verübt. Vor dem ersten Golfkrieg 1991 lebte im Stammland Abrahams noch eine florierende Gemeinde von 1,5 Millionen Christen. Heute sind weniger als 500 000 verblieben.

Syrien — Mit rund 1,9 Millionen Gläubigen bilden die Christen Syriens die zweitgrösste christliche Minderheit im Nahen Osten (nach Ägypten). Bis vor zwei Jahren waren sie etablierter Teil der Gesellschaft. Aus Furcht vor Repression und Vertreibung durch islamistische Rebellen hätten sich seit Ausbruch des Bürgerkriegs mehrere hunderttausend Christen ins Ausland abgesetzt, so das katholische Hilfswerk Kirche in Not, vor allem in den benachbarten Libanon.

Pakistan — Was den Christen im biblischen Kerngebiet seit neustem droht, ist in anderen islamischen Staaten längst Alltag. Für die Christen in Pakistan stellen nicht nur Terroristen, sondern auch der Staat eine virulente Bedrohung dar. Die sogenannten Blasphemiegesetze werden häufig willkürlich gegen



Christen eingesetzt, die rund fünf Prozent der Bevölkerung stellen. Allein die Offenbarung, an die christliche Dreifaltigkeit zu glauben, wird als Blasphemie angesehen, da sie der theologischen Doktrin der muslimischen Bevölkerungsmehrheit widerspricht.

Saudi-Arabien — Mehr als eine Million Christen leben in dem Land als Fremdarbeiter. Trotzdem sind Kirchen, Taufen, Krankensalbungen und sogar private Treffen zur Verrichtung des christlichen Gebets verboten. Der Einfluss der radikalen Staatsreligion (Salafismus) endet nicht an den Grenzen des Königreichs. «Saudi-Arabien ist der grösste Förderer des islamischen Extremismus weltweit», sagt Nina Shea, Leiterin des Center for Religious Freedom. In den staatlich finanzierten Lehrmitteln werden Christen als Schweine und Juden als Affen sowie als «von Natur aus verräterisch, betrügerisch und wortbrüchig» bezeichnet.

Antichristliche Gewalt könne man jedoch nicht auf den «Kampf der Zivilisationen» zwischen Christentum und Islam reduzieren, schreibt Allen. In Burma und China werden strenggläubige Christen als Dissidenten eingestuft und unterdrückt. Im indischen Orissa ereignete sich das gewalttätigste antichristliche Pogrom des jungen 21. Jahrhunderts. Und Nordkorea gilt als das gefährlichste Land für Christen überhaupt. Ein Viertel der 200 000 bis 400 000 Christen werde in Straf- und Umerziehungslagern festgehalten, schreibt Allen. Seit der Spaltung Koreas 1953 seien im Norden 300 000 Christen verschwunden oder getötet worden.

Die Liste der Länder und Übergriffe kann schier endlos fortgeführt werden. In 139 Staaten – drei Viertel aller Länder der Welt – sind Christen Diskriminierungen ausgesetzt, bilanziert das Pew Forum, ein renommiertes Meinungsforschungsinstitut mit Sitz in Washington, D. C.

Für die zaghafte Berichterstattung der Medien über die Christenverfolgung nennt Allen zwei Gründe: Erstens seien die christlichen Opfer oft nicht weiss und arm und hätten deshalb keinen hohen Newswert. Zweitens «passen die Fakten nicht in das veraltete Stereotyp» aus der Zeit der Kreuzfahrer, der Inquisition und der Hexenjäger, «wonach die Christenheit eher auf der Seite der Unterdrücker als der Unterdrückten» zu finden sei.

Ein weiterer Grund für das Schweigen sei Angst, sagen Religionsforscher. In Kirchen- und Politikerkreisen fürchte man, durch die Thematisierung der Christenverfolgung weitere Gewalt zu provozieren. Die Problematik sei «zu sensibel», als dass sie offiziell angeprangert werden könne, sagen Bundesbeamte und Geistliche im vertraulichen Gespräch.



«Feinde des Islam»: Nach dem tödlichen Anschlag vor einer Kirche im pakistanischen Peshawar.

Papst und Würdenträger der christlichen Kirche bemühen sich in ihren öffentlichen Appellen, im Sinne der Nächstenliebe, auf das Schicksal aller Leidenden in der Welt hinzuweisen. Dabei wird demonstrativ der Fehler zuerst im eigenen Versagen gesucht. So brandmarkt Papst Franziskus die Bootstragödie als «Schande» für das reiche Europa, als Resultat der «Globalisierung unserer Gleichgültigkeit». Abt Martin Werlen vom Kloster Einsiedeln sekundiert: «Lampedusa liegt auch in der Schweiz.» Wir müssten uns «von der <Schande> von Lampedusa beschämen lassen und unsere Haltung ändern hin zu mehr Anteilnahme statt Abschottung».

In umgekehrter Richtung ist von Nächstenliebe und Brüderlichkeit wenig zu spüren. Man mag sich nicht erinnern, dass Vertreter eines nichtchristlichen Glaubens die Christenverfolgung prominent thematisiert, geschweige denn angeprangert oder sogar Massnahmen dagegen ergriffen haben.

Er habe auch keine schlüssige Antwort auf das Schweigen im Westen über die Christenverfolgung, sagt Walter Müller, Sprecher der Schweizer Bischofskonferenz. Die Bischöfe würden immer wieder auf die Notlage der Christen hinweisen und an die Solidarität appellieren. So habe Bischof Markus Büchel, Präsident der Schweizer Bischofskonferenz, jüngst den Bundesrat gebeten, «alle diplomatischen Möglichkeiten auszuschöpfen, um die unhaltbare Situation zu befrieden und das grundlegende Recht der Religionsfreiheit zu garantieren».

Schämen, Bitten, Beten – bei all den salbungsvollen Worten wird man den Eindruck nicht los, das Thema werde auch in Kirchenkreisen nicht mit der gebotenen Dringlichkeit behandelt.

Dem widerspricht Gottfried Locher, Ratspräsident des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes, vehement. «Die Situation der Christen im Nahen Osten ist bei uns seit Anfang Jahr Chefsache.» Seither sei er nach Kairo und nach Beirut gereist, um sich selber ein Bild zu verschaffen. «Die Diskriminierung der Christen ist eine himmelschreiende Tatsache. Das muss klar gesagt sein, auch im Gespräch mit dem Islam.»

Im Sommer habe der Kirchenbund einen Aufruf zum Schutz der Christen im Nahen Osten verabschiedet – «einstimmig», wie Locher betont. «Diesen Aufruf überbringe ich dem zuständigen Bundesrat [Aussenminister Burkhalter, Red.] Anfang November persönlich.» Ausserdem organisiere der Kirchenbund im November ein Treffen mit ägyptischen Parlamentariern in Bern. Dabei vertreten sei auch Deza-Direktor Martin Dahinden. Thema sei die Menschenrechtslage in Ägypten. «Ich verspreche mir in Bundesbern dadurch mehr Aufmerksamkeit für das Leiden der Christen.»

Dass sich eine Verbesserung mittels Mahnen und Dialog allein bewerkstelligen lässt, wird von Menschenrechtsaktivisten wie Ayaan Hirsi Ali bezweifelt. Die streng islamisch erzogene gebürtige Somalierin ist überzeugt, dass wirtschaftliche Druckmittel nötig sind, um das Leid der Christen zu lindern. Sie empfiehlt, die Finanzhilfe für die betroffenen Länder als Hebel zu nutzen. «Der Westen sollte beginnen, die Milliarden Dollar an Hilfsgeldern, die er an die Unterdrückerstaaten liefert, an Bedingungen zu knüpfen.»

John L. Allen Jr.: The Global War on Christians: Dispatches from the Front Lines of Anti-Christian Persecution. Image. 320 S., Fr. 28.90



1982

Helmut II. und das Krabbeln

Wende in der BRD: Kanzler Helmut Schmidt (SPD) muss nach dem Ende der sozialliberalen Koalition zurücktreten, Helmut Kohl (CDU) übernimmt. Doch es krabbelt überall: Die Konservativen sind zerstritten, und die SPD will mit den Grünen zurück an die Macht.

Hören Sie doch mit Ihrem Geschrei auf; Irgendwo krabbelt's bei Ihnen», bellte SPD-Fraktionsführer Herbert Wehner die Noch-Opposition in der erregten Bonner Kanzlersturz- und Kanzlerwahl-Debatte an. Recht hatte er freilich nicht nur im Blick auf die nervöse CDU/CSU, sondern auch auf die ganze Bundesrepublik. Irgendwo krabbelt's dort, und irgendwie hinterlässt die Wachablösung, obwohl streng nach den Spielregeln der Verfassung vollzogen, einen schalen Nachgeschmack, der lange noch auch am Gaumen des neuen Kanzlers wird haften bleiben. [...]

Gewiss – die Regierungskrise war weit mehr als persönliches Gerangel oder taktisches Manöver; gewiss hatte sie tiefe Wurzeln im «Zustand der Nation». Aber dass man versuchte, die grundsätzlichen Probleme mit billigem Finassieren und Manipulieren wegzuwedeln oder zu übertünchen, blieb selbst dem gleichgültigsten aller gleichgültigen Bürger nicht verborgen. Irgendwo krabbelt's heute auch bei ihm, irgendwie muss er sich verschaukelt vorkommen, irgendwer zieht Fäden, die ihm verborgen bleiben, und irgendwann wird sich dies rächen: durch vermehrte Interesselosigkeit gegenüber den öffentlichen Geschäften, durch einen Aufschwung jener Elemente, die Politik für einen Robinson-Spielplatz zu halten belieben, auf dem man ungestraft seine Kapriolen treiben oder auch blasiert-unbeteiligt dasitzen kann.

Ronald Reagan freut sich zu früh

Man verspricht freilich dem Bürger vorgezogene Neuwahlen, um ihn wieder zu Wort kommen zu lassen. Aber das Datum des kommenden März bleibt fragwürdig: zu weit entfernt, um den Übergang zu einem «Neubeginn» möglichst schnell und schmerzlos zu vollziehen, zu nah, um Helmut Kohl zu erlauben, sich solide zu installieren und zu bewähren. Hält er sein Wahlversprechen, wird er ein Übergangskanzler sein, dessen Sachentscheide durch Wahlinteressen verzerrt sind; bricht er sein Wort, ist er diskreditiert. Dass die Bundesrepublik darum schon unregierbar geworden wäre – dies zu behaupten wäre alberne Übertreibung. Dass sie aber von nun an ein labileres Gebilde darstellt als bis anhin, ist triste Tatsache. Deshalb schien der verhaltene Triumph, den etwa das offizielle Washington

beim Bonner Wechsel an den Tag legte, mehr als naiv. Mag sein, dass Präsident Ronald Reagan der stets verbindliche Helmut II. mehr liegt als der scheidende Helmut I. Mag sein, dass man dem Präsidenten eingeredet hat, eine CDU/CSU-Ostpolitik sei besser mit seiner kompromisslosen Haltung gegenüber Sowjets und Kommunismus zu vereinen, das Erdgasgeschäft schneller zu beerdigen, die Stationierung von Mittelstreckenraketen in Europa leichter über die Bühne zu bringen. Gerade hier aber liegt der kapitale Irrtum. Umstürzen-



Schnell und schmerzlos: Kohl, Schmidt, 1981.

des wird es in der Bundesrepublik fürs erste kaum geben, nicht wirtschaftlich und noch viel weniger in den internationalen Beziehungen. Der neue Aussenminister ist der alte; auch in verändertem Umfeld kann und will Hans-Dietrich Genscher weder seine Prinzipien noch seine bisherigen konkreten Leistungen verleugnen. [...] Und was die Nachrüstung anbelangt: Eine CDU/CSU-FDP-Koalition wird wohl eher bereit sein, amerikanischen Vorstellungen zu folgen. Ob aber gerade sie dazu die nötige innenpolitische Kraft aufbringt, mit einem in seinem Prestige schwer angeschlagenen Aussenminister? Und mit einer Opposi-

tion, die nun unweigerlich nach links abdriften, die darum schärfer, kompromissloser dreinfahren wird? Eine SPD in der Regierung unter Helmut Schmidt konnte echte oder hochgepöpelte antiamerikanische Emotionen noch eher im Zaum halten; eine SPD in der Opposition wird der ganzen Skala falscher Ressentiments gegen die USA viel eher freien Lauf lassen müssen. Irgendwo krabbelt's auch hier. Krabbelt um so mehr, als heute schon Willy Brandt im Blick auf die kommenden Neuwahlen glaubt, Stimmenfang bei den Gegnern der auf deutschem Boden zu stationierenden Mittelstreckenraketen betreiben zu müssen («Das Zeug muss hier weg»). Und zugleich heftig mit einer Koalition zwischen (linker) SPD, (linker) FDP und Grünen liebäugelt. Mit «einer neuen Art von Republik» also, wie Helmut Kohl in einer Fernsehdebatte treffend bemerkte. Was der SPD-Vorsitzende anpeilt, wäre ein Pakt mit der Labilität. Denn die Grünen, was immer auch sie sein mögen – echte oder falsche Umweltschützer, überzeugte oder ferngesteuerte Pazifisten, Neutralisten, politisch Enttäuschte oder Angewiderte, APO-Spätlinge oder Neo-Poujadisten –, eines sind sie nicht, wie die Auseinandersetzung in Hamburg zeigt: eine einheitliche Formation, die als zuverlässige Bündnispartnerin einer grossen Partei den (auch in der Opposition nötigen) Marsch durch die Institutionen anzutreten bereit wäre. Eine politische Gruppe, die von Fall zu Fall, je nach Lust und Laune und nach Umständen bald mal mit im Ding, bald mal draussen ist, gibt keinen Alliierten ab, der das Funktionieren einer Demokratie gewährleisten könnte.

Eine in sich zersplitterte Union CDU/CSU, eine in den eigenen Rissen und Schründen versickernde FDP, eine ebenfalls innerlich angefressene SPD, eine immer stärker werdende «neue», aber schwer zu fassende Sammelsurium- und Jekami-Opposition unbestimmter, bald grüner, bald roter Couleur – all das verspricht wenig Zuverlässigkeit. Und sollte gründlich jedes Hochgefühl dämpfen, das bei konservativen Geistern in der ganzen Welt über den konservativen Vormarsch in Bonn aufkeimen könnte. Zu sehr krabbelt's dort noch.

Der Artikel «Irgendwo krabbelt's» von Hans O. Staub erschien am 6. Oktober 1982 in der *Weltwoche*.

Jüdische Intelligenz

Kein Land hat mehr Nobelpreisträger pro Kopf der Bevölkerung als die Schweiz. Aber die mit Abstand höchste Dichte von brillanten Naturwissenschaftlern haben die Juden hervorgebracht: rund ein Viertel aller Preisträger. Von Peter Keller

Frack ist Pflicht. Auch dieses Jahr vergibt Stockholm wieder die Nobelpreise. Neben den Auszeichnungen mit Glamourfaktor (Literatur- und Friedensnobelpreis) werden vor allem verdiente Naturwissenschaftler gewürdigt. So steigen denn angegraute Männer – Frauen sind in der Grundlagenforschung bisher die Ausnahme – unter Fanfarenklängen aufs Treppchen und bedanken sich artig bei «Euer Majestät».

Der Kreis ist exklusiv: Seit 1901 haben 161 Frauen und Männer den Nobelpreis für Chemie erhalten, 196 sind in Physik ausgezeichnet worden und 204 in Medizin. Für Ökonomen gibt es die prestigeträchtige Auszeichnung erst seit 1969. Sie stellen mit bisher 74 Preisträgern das kleinste Kontingent. Jedes Land ist stolz auf «seine» Nobelpreisträger. Auch die Schweiz. Obwohl sie seit 2002, seit dem Chemiker Kurt Wüthrich, leer ausgegangen ist, zählt kein Land pro Kopf der Bevölkerung so viele Preisträger wie die Schweiz.

Deutscher, Schweizer, Amerikaner, Jude?

Ist unser Land also ein besonders gutes Terrain für kluge Köpfe? Ein Schweizer Pass jedenfalls kann nicht schaden. Das Physikgenie Albert Einstein wird wahlweise als Schweizer oder Amerikaner geführt. Geboren ist er jedoch 1879 im deutschen Ulm, ehe er 1896 an der ETH Zürich zu studieren begann. 1917 wurde Einstein Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Physik, kehrte aber nach einer Reise in die USA nicht mehr ins nationalsozialistische Deutschland zurück. Neben dem Schweizer Pass (1901) bekam Albert Einstein 1940 die amerikanische Staatsbürgerschaft.

Deutscher, Schweizer, Amerikaner? Gleich drei Nationen buhlen um «ihren» Entdecker der Relativitätstheorie. Die Deutschen etwas weniger laut: Einsteins Vorfahren mütterlicher- wie väterlicherseits stammten aus alteingesessenen jüdischen Familien. So tritt die Frage nach der Staatsbürgerschaft bei Einstein eher in der Hintergrund: Er gilt als der Prototyp des (jüdischen) Genies – und die Häufung von Nobelpreisträgern mit jüdischen Vorfahren ist tatsächlich frappant. Das zeigt nur schon ein Blick auf die 2013 ausgezeichneten Wissenschaftler: Das Preisträger-Trio in Chemie, Martin Karplus (geboren 1930 in Österreich), Michael Levitt (geboren 1947 in Südafrika), Arieh Warshel (geboren 1940 in Israel), ist jüdisch.

Bei den beiden Physik-Preisträgern, die für ihre Arbeit in der Teilchenphysik geehrt wurden, überlebte der 1932 in Belgien geborene François Englert den Zweiten Weltkrieg ver-

steckt in Waisen- und Blindenhäusern und nur, weil er seine jüdische Herkunft verbergen konnte. Auch die Familie des Chemikers Martin Karplus entkam der Verfolgung nur knapp durch Emigration in die USA. Die Eltern Michael Levitts waren aus Litauen nach Südafrika geflohen.

Von den drei Preisträgern 2013 in Medizin sind zwei jüdischer Abstammung: Sowohl die Vorfahren von James Rothman und Randy Schekmann sind aus Osteuropa in die USA emigriert. Von den acht Preisträgern 2013 in Physik, Chemie und Medizin sind also sechs jüdischer Herkunft. Etwas anders sieht es bei den Ökonomen aus. Das amerikanische Wochenmagazin *The Jewish Press* kommentierte die diesjährige Wahl launisch: Nach einer «fast beschämend hohen Zahl von Juden» habe die Königlich-Schwedische Akademie der Wissenschaften am Montag Eugene Fama, Lars Peter Hansen und Robert Shiller geehrt. «Endlich brachten auch Nichtjuden einige Nobelpreise nach Hause.» Eher ein Ausreisser: Allein seit 2000 bekamen elf Juden die begehrte Auszeichnung und mit Joseph E. Stiglitz, Daniel Kahneman und Paul Krugman drei weit über die akademischen Kreise hinaus bekannte Ökonomen.

Unter Antisemitismus gelitten

Das Jahr 2013 hat sicher eine überdurchschnittlich hohe Zahl jüdischer Nobelpreisträger hervorgebracht. Aber es fügt sich offenbar in ein Gesamtbild. Die Website www.jinfo.org führt eine exakte Liste jüdischer Nobelpreisträger und kommt zu erstaunlichen Ergebnissen: 22 Prozent aller Chemie-Nobelpreise gingen an Juden. In Physik sind es 26 Prozent, in der Medizin haben 27 Prozent der jemals Geehrten jüdische Vorfahren. Bei den Ökonomen sind es sogar 39 Prozent. In der Medizin haben mit Gerty Cori (1947), Rosalyn Yalow (1977), Rita Levi-Montalcini (1986) und Gertrude Elion (1988) vier jüdische Frauen reüssiert.

Da der Anteil Juden in Chemie, Physik oder Medizin so signifikant hoch ist, wird im Zweifelsfall sogar eher eine jüdische Herkunft erwartet. 2010 erhält der Russe Andre Geim den Nobelpreis für Physik. Da sein Name jüdisch klinge, erzählt Geim, habe er in der Sowjetunion unter Antisemitismus gelitten. Tatsächlich stammt er von Russlanddeutschen ab. Sowohl sein Vater wie sein Grossvater wurden unter Stalin in die sibirischen Gulags verschleppt.

Spätestens mit den Nürnberger Rassengesetzen hat die Auflistung von Menschen jüdischer

Abstammung einen furchtbaren Anstrich bekommen. Die Website www.jinfo.org distanziert sich denn auch von ähnlichen Internetseiten mit antisemitischen Untertönen. Den Betreibern gehe es laut eigenen Worten darum, den jüdischen Beitrag zur kulturellen, wissenschaftlichen und technologischen Entwicklung der Menschheit aufzuzeigen.

Ganz so zurückhaltend sind nicht alle projüdischen Websites. Auf www.masada2000.org wird der «intellektuelle Output» der muslimischen Welt mit demjenigen der Juden verglichen. Trotz einem Pool von 1,6 Milliarden Menschen hätten die Muslime nur neun Preisträger vorzuweisen (zwei in Literatur, fünf Friedensnobelpreisträger und je einen in Chemie und Physik). Verglichen mit der Anzahl jüdischer Preisträger, rechnen die Autoren vor, müssten es rund 24 000 sein.

Wie ist der hohe Anteil Juden unter den Nobelpreisträgern zu erklären? Studien zum Intelligenzquotienten haben ergeben, dass die aus (Ost-)Europa stammenden Juden, die Ashkenasim, die höchsten Ergebnisse erzielen. Das heftig diskutierte Werk «The Bell Curve» untersucht die Beziehung zwischen sozioökonomischer Herkunft, Erbgut und Intelligenz in der amerikanischen Gesellschaft. 1994 kam «The Bell Curve» zu folgenden IQ-Durchschnittswerten nach ethnischer Zugehörigkeit: 85 bei Afro-amerikanern, 89 für Lateinamerikaner, 103 für Weisse, 106 für Ostasiaten und 113 für Juden.

Die Gründe für die überragenden Werte kommen einem Marsch durchs Minenfeld gleich. Salcia Landmann, selber aus einer aschenasischen Familie stammend, schrieb in ihrem Buch «Die Juden als Rasse» von einer «Gelehrtenzüchtung durch Heiratspolitik»: Für nicht wenige vermögende Juden in Osteuropa sei es eine Ehre gewesen, ihre Töchter mit mausarmen, aber hochintelligenten Talmud-Studenten zu verheiraten. So habe sich Intelligenz mit Reichtum vermählt: Der junge Gelehrte konnte sich weiter seinen Studien widmen, ohne sich allzu sehr um materielle Sorgen kümmern zu müssen.

Sicher hat das Judentum als Buchreligion die intellektuelle Potenz ihrer Arnhänger befördert. Diese Tradition wirkt nach – auch bei längst säkularisierten Juden. Davon durfte auch die Schweiz profitieren: Von den sechs Physik-Nobelpreisträgern mit Schweizer Pass sind vier jüdischer Abstammung: Albert Einstein (1921), Wolfgang Pauli (1945), Felix Bloch (1952) und Karl Alexander Müller (1987), der eine jüdische Mutter hatte. ○



Paul Krugman (2008, Wirtschaft).



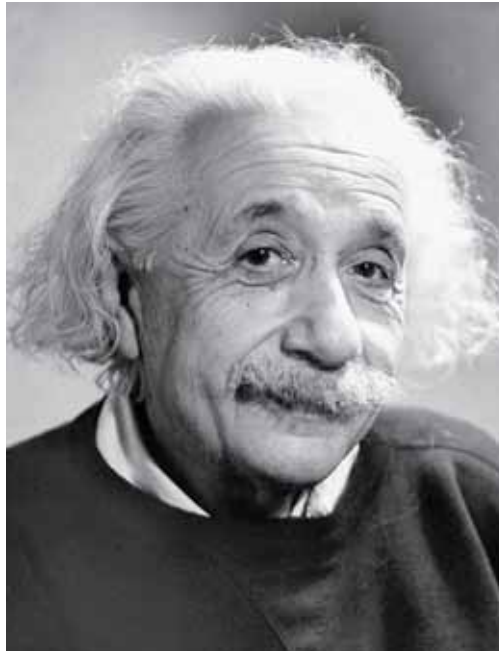
Rita Levi-Montalcini (1986, Medizin).



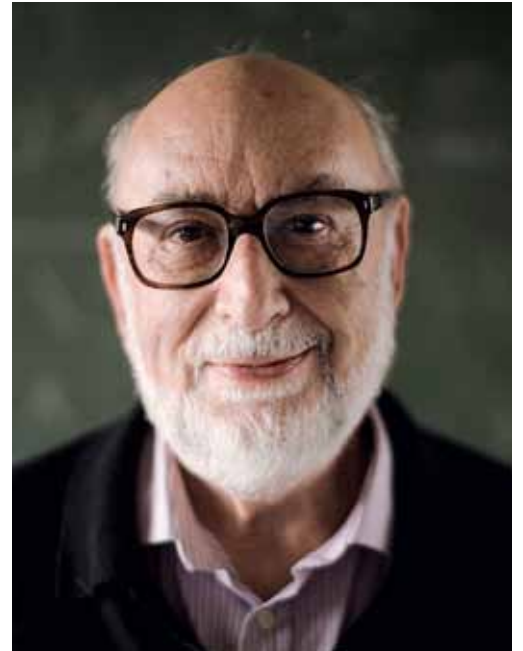
Gertrude B. Elion (1988, Medizin).



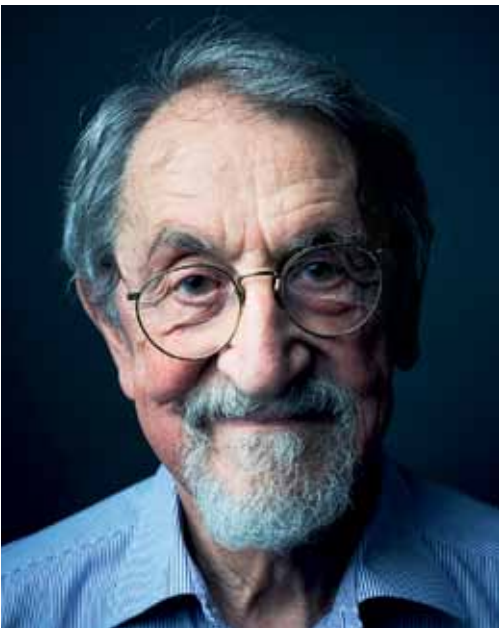
Arieh Warshel (2013, Chemie).



Albert Einstein (1921, Physik).



François Englert (2013, Physik).



Martin Karplus (2013, Chemie).



Karl Alexander Müller (1987, Physik).



Michael Levitt (2013, Chemie).

Mythos Elektroauto

Schöner, leiser, ökologischer: Seit Jahren propagieren Industrie, Politiker und Medien die Vorteile strombetriebener Autos. Behörden locken mit millionenschweren Subventionen. Doch die Verkaufszahlen bleiben im Keller. Die Nachteile elektrischer Fahrzeuge sind zu gross. *Von Alex Reichmuth*



«Zeitalter der Elektroautos»: Tesla Model S.

Norwegen ist das Paradies für Elektroauto-Fans. Der Staat verbilligt jedes strombetriebene Fahrzeug mit umgerechnet 10 000 Franken. Wer mit einem Elektromobil unterwegs ist, bezahlt zudem keine Parkgebühren und keine Maut für Tunneln oder Brücken, kann Gratisstrom tanken und darf im Gegensatz zu anderen Autofahrern die Busspuren benützen. Trotz dieser Subventions-Bonanza bleibt in Norwegen das Interesse an Elektromobilen bescheiden: Nur drei von hundert Fahrern entscheiden sich für ein E-Auto.

Angela Merkels «Leitmarkt»

Wie das norwegische Statistikamt berechnet hat, gibt der Staat in der Elektromobil-Förderung bis zu 13 000 Franken aus, um eine Tonne CO₂ zu vermeiden. Im europäischen Emissionshandel kostet der Ausstoss einer Tonne CO₂ hingegen gerade mal fünf Franken. Dennoch

preist die Elektroautolobby Norwegen als Vorbild: «Leider haben wir in der Schweiz keine ähnlichen *incentives*», sagt Jörg Beckmann, Direktor des Verbands Swiss E-Mobility. Dabei kommen hiesige Elektrofahrer schon jetzt in den Genuss üppiger staatlicher Unterstützung. Wer sich ein batteriebetriebenes Fahrzeug anschafft, zahlt keine Autoimportsteuer und in mehreren Kantonen weniger oder gar keine Motorfahrzeugsteuer. Und selbstverständlich kommen Elektrofahrer um die Entrichtung der Mineralölsteuer herum, die über die Hälfte des Preises von Benzin und Diesel ausmacht. Trotz dieser Vorteile entfielen letztes Jahr aber lediglich 0,3 Prozent aller Neuzulassungen in der Schweiz auf Autos mit Stromantrieb.

In anderen Ländern verpufft die millionen- oder sogar milliarden schwere Förderung durch die öffentliche Hand ähnlich wirkungslos. Kanzlerin Angela Merkel wollte Deutschland

zum «Leitmarkt» für Elektrofahrzeuge machen und setzte das Ziel, bis 2020 eine Million batteriebetriebene Autos auf den Strassen zu haben. Mit Hunderten von Millionen Euro soll dieses Ziel erreicht werden. Wer sich ein E-Auto anschafft, muss zehn Jahre lang keine Kraftfahrzeugsteuer bezahlen. Letztes Jahr wurden in Deutschland nur 3000 Elektrofahrzeuge neu zugelassen. «Das ist weniger als die Nische der Nische», sagt der deutsche Ökonom und «Auto-Papst» Ferdinand Dudenhöffer. Geht es in diesem Tempo weiter, dauert es 300 Jahre, bis Merkels Millionenziel Wirklichkeit ist.

Die Autofahrer wollen einfach nicht

In den USA hat Präsident Barack Obama das gleiche Ziel. Kurz nach seinem Amtsantritt 2009 verkündete er, dass bis 2015 eine Million Elektroautos herumfahren sollen. Mit Milliarden an Dollars fördert Obama deren Entwick-

lung und Verkauf. Bei jedem Kauf eines Stromfahrzeugs bezahlt der Staat eine Subvention von 7500 Dollar. Ohne Erfolg. Mit einigen zehntausend Elektrofahrzeugen pro Jahr blieben die Verkaufszahlen äusserst bescheiden. Weil der Absatz harzt, will Obama nun die Subvention auf 10 000 Dollar pro E-Mobil hinaufsetzen – drohender Staatsbankrott hin oder her.

Es ist offensichtlich: Die Automobilisten wollen nicht mit Strom fahren. Zu viele Nachteile haben Elektromobile. Höchstens Idealisten mit grossem Portemonnaie satteln auf Batteriebetrieb um und sind bereit, für deutlich mehr Geld deutlich schlechtere Qualität zu erhalten. Mit Stromfahrzeugen kann man höchstens einige hundert Kilometer weit fahren. Läuft die Heizung oder die Klimaanlage, sind es noch weniger. Man riskiert, auf der Strasse stehenzubleiben. Und kann man nachladen, dauert das meist stundenlang. Kein Autoproduzent der Welt hat bis heute ein Elektrofahrzeug entwickelt, das einen Massenmarkt erschliessen könnte.

Die Medien hingegen vermitteln seit Jahren das Gegenteil. In den letzten Jahrzehnten kündigten sie immer wieder den Durchbruch des batteriebetriebenen Autos an. Jedes Mal erwies sich dies als falsch. Derzeit ist es das «Model S» des kalifornischen Elektromobilbauers Tesla, das Journalisten begeistert. Sie feiern Firmenchef Elon Musk als Steve Jobs der Autobranche. «Die kalifornische Tesla verkauft mehr Elektroautos als erwartet», schreibt das *St. Galler Tagblatt*; «nun hat das Zeitalter der Elektroautos definitiv begonnen», so der *Tages-Anzeiger*.

«Epochale Entwicklung»

Radiounternehmer Roger Schawinski setzte im *Tagi* unter dem Titel «Mein Tesla und ich» gar zu einem eigentlichen Liebesgeständnis an seine Neuanschaffung an. Die «wunderschöne» Limousine biete ein «himmlisches» Fahrgefühl, und er, Schawinski, fühle sich «total privilegiert». Die «grösste Autorevolution seit hundert Jahren» und eine «epochale Entwicklung» seien hier im Gang. Da er den Strom für «meinen Tesla» mit eigener Fotovoltaik-Anlage produziere, so Schawinski weiter, erfülle er den «Menschheitstraum», völlig schadstofffrei Auto fahren zu können. Womit er aber die Batterien seines Tesla lädt, wenn die Sonne nicht scheint – diese Frage wollte Schawinski auf Anfrage nicht beantworten. Begeistert von Tesla ist auch Peter Bodenmann: «Die Elektrifizierung des privaten Strassenverkehrs kommt schneller, als sich dies selbst Optimisten wie ich je vorstellen konnten», schrieb der *Weltwoche*-Kolumnist vor kurzem.

Tatsache ist, dass Tesla in diesem Jahr schätzungsweise 21 000 Exemplare seines Model S verkaufen wird. Auch wenn es 2014 doppelt so viel sein sollten, ist das ein Klacks, verglichen

mit den 80 Millionen Autos mit Verbrennungsmotor, die jährlich verkauft werden. Zwar hat die Börsenbewertung von Tesla dieses Jahr schwindelerregende Höhen erreicht und lag zeitweise doppelt so hoch wie die des italienischen Konzerns Fiat, der jährlich 1,5 Millionen Autos verkauft. Doch solche Anlegerträume sind auf Sand gebaut. Als Anfang dieses Monats in den USA ein einziger Tesla des Typs Model S ausbrannte (vermutlich nach einem Unfall), brach der Börsenwert des Unternehmens sogleich um drei Milliarden Dollar ein.

«Hört auf zu schwatzen»

Die Versprechen von Tesla, das neue Elektrofahrzeug habe eine Reichweite von 480 Kilometern – was einen beachtlichen Fortschritt bedeuten würde –, erweisen sich als Schönfärberei. Die *New York Times* zeigte in einem Test, dass das Fahrzeug deutlich weniger weit fährt, insbesondere bei winterlichen Temperaturen, was man bei Tesla natürlich bestreitet. Und

Die Widerstände der Automobilisten müssen offenbar gebrochen werden.

Klaus Beccu vom Forschungsinstitut Battelle sagte im letzten Juli der *NZZ*, es dauere wohl noch lange, bis die Wahrheit über den Kapazitätsverlust der Batterien des neuen Tesla-Modells ans Licht kommen werde. Mit Kapazitätsverlust ist die Leistungseinbusse der Batterien nach einigen Jahren gemeint. Lino Guzzella, Pionier der Elektromobilität und designierter Präsident der ETH Zürich, wies schon 2011 darauf hin, dass die Versprechen der Elektromobilhersteller endlich in einem grossen Flottenversuch bestätigt werden müssten. «Hört auf zu schwatzen und erbringt den Tatbeweis», forderte er von den Produzenten.

Vollmundig sind die Versprechen, was die Umweltvorteile von Elektromobilen angeht. Öko-Bilanzen zeigen, dass diese bestenfalls in geringem Ausmass vorhanden sind. 2009 zeigte eine Studie der Umweltorganisation WWF, dass eine Million Elektrofahrzeuge auf Deutschlands Strassen den CO₂-Ausstoss des Landes nur um ein Tausendstel senken würden. 2010 kam die Eidgenössische Materialprüfungsanstalt (Empa) zum Schluss, dass die Umweltbilanz von Elektrofahrzeugen sehr davon abhängt, ob der Strom für ihren Betrieb CO₂-frei produziert wird. Bei einem durchschnittlichen europäischen Strommix sei ein Elektromobil etwa gleich ökologisch wie ein sehr sparsames Benzinauto mit einem Verbrauch von vier Litern pro hundert Kilometer. 2012 zeigte eine Studie im Auftrag des Bundesamts für Umwelt, dass ein modernes Dieselfahrzeug punkto Umweltbelastung gar um ein Drittel besser abschneidet als ein E-Auto.

Autoexperten ist längst klar, dass Elektromobile wegen ihrer technischen Nachteile und der beschränkten Vorteile für die Umwelt keine Chance auf dem Markt haben. Es lägen noch immer «Welten» zwischen einem Elektro- und einem normalen Auto, sagte ETH-Professor Guzzella. Wer dennoch ein Stromfahrzeug kaufe, mache das nur, «um Pioniergeist zu demonstrieren». Viele Menschen dächten, die Elektromobilität würde die konventionelle Mobilität auf lange Sicht ablösen, sagte Michael Held, Leiter der Arbeitsgruppe «Energie und Mobilität» am deutschen Fraunhofer-Institut, «aber dieser Meinung bin ich nicht». Auch Autoexperte Ferdinand Dudenhöffer sieht schwarz für die Zukunft der Elektromobilität. Chancen hätten höchstens Hybridfahrzeuge, die neben einer Batterie auch noch einen Verbrennungsmotor mitführen. Reine Elektroautos würden bald ins Museum geschoben.

10 000 Franken Subvention pro E-Mobil?

Behörden und Politiker verschliessen vor solchen Fakten die Augen. In der Schweiz beteiligte sich der Bund 2011 an der Gründung des Forums Elektromobilität und setzt seither jedes Jahr Hunderttausende Franken ein, um batteriebetriebene Fahrzeuge zu propagieren. Ein Jahr später erteilte der Nationalrat der Landesregierung den Auftrag, zusätzlich einen «Masterplan Elektromobilität» auszuarbeiten, um eine «beschleunigte Marktdurchdringung» von E-Mobilen zu erreichen. Der grüne Nationalrat Bastien Girod verlangt überdies Spezialparkplätze für Stromautos. Und im Tessin wird über eine staatliche Subvention von 10 000 Franken pro Elektrofahrzeug diskutiert. Die Widerstände der Automobilisten gegen den Umstieg auf den Elektroantrieb müssen offenbar gebrochen werden – koste es, was es wolle. ○

SCHWEIZERISCHE
Gewerbezeitung

— DIE ZEITUNG FÜR KMU —

Morgen Freitag in der KMU-Press:

■ 1:12-Initiative

Jetzt reden die Gewerbler

■ Revitalisierung

Schlau gegen öde Zentren

■ Arbeitswelt

Die Macht des «Power-Nap»

www.gewerbezeitung.ch



Waldhaus Flims Mountain Resort & Spa Gourmet & Wellness in den Bergen

Lassen Sie im luxuriösen «Waldhaus Flims» die Seele baumeln – in einer perfekten Symbiose von Wein & Dine, Wellness, Natur und Gastfreundschaft.

Eine gute Stunde von Zürich entfernt, thront inmitten der Bündner Bergwelt das berühmte «Waldhaus Flims – Mountain Resort & Spa». Fernab von Alltag und Hektik bietet das 2013 zum «Hotel des Jahres» gekürte Traditionshaus alle Facetten innovativer Gastronomie- und Spa-Kultur.

Profitieren Sie vom Gourmet & Wellness-Spezialangebot – exklusiv für Weltwoche-Abonnenten:

Wir verwöhnen Sie mit der Gourmetküche unseres Chefkochs Bruno Hurter, inklusive Privatdegustation von Bündner Weinen im historischen Gewölbekeller. Die vier zusammenhängenden Gästehäuser, die traumhafte

Parklandschaft, die kulinarische Vielfalt der fünf Restaurants und die Luxus-Wellness-oase «delight spa & beauty» machen Ihren Aufenthalt zum unvergesslichen Erlebnis.



Weltwoche-Spezialangebot

Gourmet & Wellness im Waldhaus Flims

Preise (pro Person im Doppelzimmer):

5-Stern Superior Grand Hotel Waldhaus: ab Fr. 697.–

4-Stern Superior Villa Silvana: ab Fr. 535.–

4-Stern Superior Chalet Belmont: ab Fr. 517.–

Leistungen:

- 2 Übernachtungen, inkl. «Waldhaus»-Frühstücksbuffet
- 2 Gourmet-Dinner im «Grand Restaurant Rotonde» (14 Gault-Millau-Punkte)
- Degustation von Bündner Weinen
- 60-minütige *delight*-Spezialmassage
- Freie Benützung der Sauna- und Wellness-Oase «delight spa & beauty»
- Kostenlose Teilnahme am *delight weekly workout*

Buchungen:

Tel. 081 928 48 48, Mail: info@waldhaus-flims.ch

Bedingungen:

Das Angebot ist, nach Verfügbarkeit gültig vom 14. Oktober bis 19. Dezember 2013 für Abonnenten der Weltwoche.

Veranstalter:

Waldhaus Flims – Mountain Resort & Spa
www.waldhaus-flims.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Alarm nach Ansage

In der Klimadebatte wird in ganz grossem Stil manipuliert. Wir alle werden in einem ungeahnten Ausmass für dumm verkauft. Die Planet-Retter glauben in ihrem Sendungsbewusstsein, dazu berechtigt zu sein. *Von Max Nötzli*



Jahrelang wurden wir, namentlich anhand verschiedener Berichte des Weltklimarats (IPCC), mit angeblich wissenschaftlich fundierten Horrorszenarien konfrontiert. Dabei ist das CO₂ schon früh – genauer gesagt: das durch den Menschen verursachte CO₂ – als dominanter Klimatreiber ausgemacht worden. Die Hauptaussage: mehr CO₂, mehr Erwärmung, mehr Katastrophen. Dieser orchestrierte Alarmismus hat uns alle dermassen weichgekocht, dass sich kaum mehr jemand getraut, die Behauptungen und Prognosen des Klimarats zu hinterfragen. Darum war auch bislang kaum Gegenwehr auszumachen, wenn immer rigorosere Beschränkungen der CO₂-Emissionen gefordert wurden. Wer sich gegen die veröffentlichte Meinung der im Weltklimarat zusammengeschlossenen Klimaforscher stellt, wird als «Klimaleugner» gebrandmarkt und geächtet.

Es ist daher nachvollziehbar, dass die *global warming*-Aktivisten und ihre Gefolgsleute wenig erbaut darüber waren, dass bereits vor der Veröffentlichung der aktuellen Zusammenfassung des 5. IPCC-Berichts Auszüge daraus vorzeitig den Weg an die Öffentlichkeit gefunden haben. Angesichts des Inhalts kein Wunder: Erstmals wurde eingeräumt, dass die Klimaerwärmung trotz ungebremstem CO₂-Ausstoss seit mittlerweile fünfzehn Jahren «Pause macht», das heisst, dass die Temperaturen nicht mehr gestiegen sind. Und: Die prognostizierte Erwärmung soll pro Jahrzehnt nur noch 0,12 Grad Celsius betragen; noch im Jahre 2007 wurden 0,2 Grad pro Dekade angenommen.

Auch die Politik hat manipuliert

Besonders brisant: Neuere Studien geben Hinweise darauf, dass die Auswirkungen von Kohlendioxid auf die globale Erwärmung möglicherweise geringer sind als bisher angenommen. Mit anderen Worten: CO₂ könnte weniger klimarelevant sein, während auf der anderen Seite der Einfluss von Sonnenaktivitäten, Wolken, Aerosolen, der Neigung der Erdachse usw. vielleicht unterschätzt wurde. Stimmt die Gleichung: «Mehr CO₂ gleich höhere Temperaturen», also doch nicht? Man kann es drehen und wenden, wie man will: Unter solchen Umständen erscheinen Modellrechnungen, welche die Welttemperatur im Jahre 2100 quasi auf die Kommastelle genau voraussagen, als grotesk.

Aber: In einem Bericht des IPCC darf nichts stehen, was nicht sein darf. Denn er bildet die Basis für die Klimapolitik. Und Entwarnung bezüglich des anthropogenen (durch den Menschen verursachten) Einflusses auf die weltweite Erwärmung würde nicht nur die Arbeit Tausender von Klimawissenschaftlern nachhaltig in Frage stellen, Entwarnung in diesem alles entscheidenden Punkt bedeutete fast sicher auch den Tod der globalen Klimapolitik.

Aus diesem Grunde durfte man darauf gespannt sein, was im IPCC-Bericht noch enthal-



Entwarnung bedeutet den Tod der Klimapolitik.

ten ist, nachdem er von Regierungsvertretern von über hundert Ländern redigiert, sprich weichgespült, worden ist. Verschiedentlich wurde vorausgesagt, dass eine Verpolitisierung des Berichts erwartet werden müsse.

In der Tat: In der überarbeiteten Zusammenfassung wird das 15-Jahres-Plateau der Temperaturentwicklung wortreich kleingeredet. Zwar werden mögliche Erklärungen für den Stillstand angedeutet. Aber der Eindruck, das Phänomen werde absichtlich verschleiert, bleibt bestehen. Nicht ohne Grund: Kein einziges Mal wurde in früheren IPCC-Berichten auf eine theoretisch denkbare Erwärmungspause

hingewiesen. Im Gegenteil: Uns ist als Drohszenario die sattsam bekannte «Hockeyschläger»-Kurve in Erinnerung, die eine beschleunigte Erwärmung dokumentierte (und später als Fälschung entlarvt wurde).

Wenig überzeugend auch die «Erklärungen» zur möglicherweise geringeren Klimasensitivität von CO₂. Dafür streicht das IPCC gross heraus, dass es jetzt zu 95 Prozent als sicher gilt, dass die Klimaerwärmung menschengemacht sei. Im Bericht von 2007 waren es nur 90 Prozent. Woher die Autoren angesichts des wackligen Wissensstandes über die Rolle des CO₂ als Klimatreiber zu einer solchen Aussage kommen, ist schleierhaft. Schliesslich darf auch im jüngsten Bericht der heftige Alarmismus nicht fehlen: Gewarnt wird vor einem stärker als bisher vermuteten Anstieg des Meeresspiegels.

Einmal mehr hat die Politik an einer Arbeit der Klimawissenschaft herumfrisiert. Kurzfristig könnte sie zwar mit dieser Manipulation das *Global warming* in den Agenden halten. Aber es könnte sein, dass sie sich damit einen Bärenienst erweist. Denn spätestens dann, wenn es ein paar weitere Jahre nicht wärmer wird, ist die Theorie der menschengemachten Klimaerwärmung durch zu viel in die Atmosphäre geblasenes CO₂ vom Tisch.

Bleibt zu hoffen, dass diesem Aspekt Rechnung getragen wird, wenn nächstens weitere drastische Verschärfungen der CO₂-Zielwerte für Personenwagen zur Diskussion stehen. Zwar ist grundsätzlich nichts gegen Bemühungen einzuwenden, den Ausstoss zu reduzieren, sind doch die CO₂-Emissionen direkt abhängig vom Verbrauch an fossilen Energieträgern, und mit diesen, das ist unbestritten, sollte sparsam umgegangen werden.

Wenn die Politik pragmatisch bleibt und nicht jedes Katastrophenszenario des Weltklimarats für bare Münze nimmt, ist schon viel erreicht. Jedenfalls darf es nicht sein, dass die Automobilisten weiterhin – und in Zukunft noch stärker – für etwas gebüsst werden, das im Zuge eines Klima-Hypes zu Unrecht zum Gesetz erhoben wurde. Man erinnert sich an das «Waldsterben».

Max Nötzli ist Präsident von Auto Schweiz, der Vereinigung Schweizer Automobil-Importeure.

«Papiergeld ist nicht sicher»

Sowohl der Staat als auch die Finanzbranche seien nur an solchem Geld interessiert, das man möglichst freizügig umverteilen könne, behauptet der deutsche Ökonom und Professor Thorsten Polleit. Darum werde Gold in Zukunft eine herausragende Rolle spielen. *Von Claude Baumann*

Herr Polleit, nach zwölf Jahren im Sold der britischen Investmentbank Barclays wechselten Sie vor bald einem Jahr zur viel kleineren Goldhandelsfirma Degussa. War das nicht ein Abstieg?

Nein, eher eine glückliche Fügung, nachdem mich der Eigentümer der Degussa gefragt hatte, ob ich als Chefökonom die weitere Expansion des Unternehmens mit begleiten wolle. Im monetären Umbruch, in dem wir uns befinden, spielt Gold eine sehr wichtige Rolle.

Den monetären Umbruch müssen Sie uns schon noch etwas genauer erklären.

Heute leben wir in einer Kredit- beziehungsweise Papiergeld-Welt. Geld wird an sich durch Kreditvergabe in Umlauf gebracht. Doch mit dem «künstlichen» Kreditgeld, das die Zentralbanken unbegrenzt vermehren können, kommt es früher oder später zu einer Überschuldung der Volkswirtschaften. Der Ausweg besteht dann entweder darin, dass man den Banken und Staaten die Schulden erlässt oder aber darin, dass die Zentralbanken weiteres Geld drucken. Aktuell erleben wir eine Kombination von beidem.

Mit einer solchen Analyse kommt man bei einer grossen Bank wohl nicht gut an?

Das bin ich häufig gefragt worden. Aber solange man innerhalb eines grossen Finanzinstituts eine Einzelmeinung überzeugend vertritt, wird das geduldet. Das zumindest war meine Erfahrung. Die von mir erwarteten Veränderungen im Finanzsystem haben mich jedoch dazu bewogen, den Schritt ins Edelmetallgeschäft zu wagen.

Nach rund zwölfjähriger Hausse scheint nun aber das Gold merklich an Glanz zu verlieren. Haben Sie für Ihre berufliche Neuorientierung nicht den falschen Zeitpunkt gewählt?

Solange die Zentralbanken Geld drucken und die Zinsen manipulieren, damit das Papiergeld-Regime nicht kollabiert, werden die Marktkräfte unterdrückt. Das sollte jedem Investor bewusst sein. Im Prinzip haben die Zentralbanken ein Potemkinsches Dorf aufgebaut. Darum ist der Haupttrend im Goldpreis nach wie vor intakt. Er zeigt nach oben, weil das Papiergeld-System, das in den letzten hundert Jahren existierte, nicht mehr fortbestehen kann.

Bis jetzt hat die Strategie der Notenbanken aber doch recht gut funktioniert.



«Scheinboom in Amerika»: Finanzexperte Polleit.

In der Tat. Wie sich zeigt, lässt sich dieses Spielchen sehr weit treiben. Viele Investoren gingen davon aus, dass das System schon viel früher kollabieren würde, und waren dann überrascht, dass es doch so lange hält. Das erklärt auch teilweise die Preisrückgänge beim Gold. Die Zentralbanken können tatsächlich jeden Schuldner zahlungsfähig halten, solange sie Geld drucken und die Zinsen manipulieren. Damit wird aber bloss der Zerfallsprozess überdeckt.

Mit welcher Konsequenz?

Der Extremfall findet dann statt, wenn die Geldnachfrage versiegt. Dann, wenn die Menschen nicht mehr bereit sind, das neugeschaffene Geld zu halten, und stattdessen in Gold, Immobilien und andere Sachwerte flüchten. Aber diese Entwicklung ist bislang nicht erkennbar. Noch nicht.

Darum braucht man auch kein Gold zu haben.

Die Zentralbanken können die Überschuldung über die Zeitachse ziehen, indem sie die Zinsen so senken, dass die laufende Geldentwertungsrage höher ist als der nominale Zins. Dadurch werden die Schulden «weginflationiert». Diese Politik haben die USA zwischen 1942 und 1951 betrieben. Weil der Prozess so länger dauert, wird er von der Öffentlichkeit eher akzeptiert. Allerdings ändert dies nichts an der Tatsache, dass der Papiergeld-Besitzer über die Zeit sein Vermögen verliert.

In den vergangenen zwei Jahren hat das Gold eine wechselvolle Entwicklung durchgemacht. Wie interpretieren Sie die Ereignisse der letzten 24 Monate?

Meine Lesart ist die folgende: Als das gelbe Edelmetall im Herbst 2011 die Marke von 1900 Dollar pro Unze erreichte, befürchteten viele Anleger, das Finanzsystem und der Euro könnten kollabieren. Doch dann realisierten sie, dass das doch nicht so schnell geht, weil die Zentralbanken eine Menge Tricks auf Lager haben. Das war der Beginn der Korrektur.

Wie ging es dann weiter?

Viele Anleger haben in Aktien investiert, was das Gold weiter unter Druck brachte. Die Spekulationen um das Ende des «quantitative easing» in den USA trugen dann alles Weitere zur Baisse bei. Zwischen September 2011 und heute verlor das Gold um rund 35 Prozent an Wert. Das klingt zwar nach viel. Doch in Aktien erlebt man viel grössere Einbrüche. Zudem möchte ich daran erinnern, dass wir in früheren Jahrzehnten schon wesentlich grössere Kursschwankungen beim Gold beobachten konnten.

Nämlich?

Als man 1971 das Gold vom Dollar abkoppelte, stieg der Preis von 35 Dollar auf 180 Dollar! Bis Mitte 1976 fiel er allerdings wie-

der auf 100 Dollar. Doch dann ging der Bullenmarkt erst richtig los: Das Gold kletterte Anfang der achtziger Jahre bis auf 850 Dollar. So gesehen, ist die Bewegung der letzten Jahre sehr moderat. Persönlich denke ich, dass wir bereits wieder in einer Phase der Unterbewertung sind.

Tatsächlich?

Meine Einschätzung beruht auf einem hypothetischen Goldpreis. Er errechnet sich aus der Geldmenge in Relation zu den offiziellen Goldreserven. Dieses Deckungsverhältnis wird dann in Beziehung zum tatsächlichen Goldpreis gesetzt. Das langfristig beobachtbare Deckungsverhältnis entspricht derzeit einem Goldpreis von ungefähr 1300 Dollar pro Unze. Angesichts der vielen ungelösten Probleme, die eine weitere Ausweitung der Geldmenge in vielen Ländern bewirken dürften, hat der Goldpreis noch einiges Potenzial nach oben. Oder anders ausgedrückt: Momentan ist der Preis des gelben Edelmetalls vermutlich nicht zu teuer.

Eine kühne Behauptung! Haben Sie weitere Anhaltspunkte für Ihre These?

In den USA erleben wir derzeit einen wirtschaftlichen Scheinboom. Das musste selbst die amerikanische Notenbank einsehen, als sie ihr «quantitative easing» doch nicht einstellen konnte. Im Euro-Raum wiederum ist der Bankensektor nach wie vor überdimensioniert, und die meisten Institute haben zu wenig Eigenkapital. Vor diesem Hintergrund wird die Europäische Zentralbank (EZB) unter Mario Draghi weiter Geld drucken, so dass der Euro gegenüber dem Dollar immer tiefer fällt. Das Papiergeld und die in Papiergeld ausgewiesenen Finanzvermögen sind nicht mehr sicher.

Steuern wir japanischen Verhältnissen zu?

Die Bank of Japan monetarisiert ihre Schulden, weil sie überhaupt keinen Raum mehr für Zinssenkungen hat. Dort heisst es bereits, wenn das ganze Monetarisieren nichts nützt – mehr davon. Japan ist das erste Land auf der Welt, das seine Währung unter aller Augen ruinieren wird. Und in China existiert eine Kreditblase, die schon beim geringsten Zinsanstieg platzen wird, so dass der ganze Wirtschaftsboom kollabiert. Das Papiergeld hat in der Welt zu einer sehr schlimmen Situation geführt. Und solange monetarisiert wird, ist der Goldtrend intakt.

Was für Preise sind beim Gold möglich?

Als seriöser Analytiker ist es sehr schwierig, genaue Preismarken zu nennen. Investoren sollten eher in mittel- bis langfristigen Trends denken. Aus aktueller Sicht scheint mir der Aufbau oder der Zukauf von Goldpositionen durchaus sinnvoll zu sein. In einem Portefeuille darf der Goldanteil ohne weiteres 10 bis 20 Prozent ausmachen.

Eine Prognose, wohin der Goldpreis gehen könnte, könnten Sie uns trotzdem geben.

Ausgehend von meinen Überlegungen, halte ich einen Preis von rund 1800 Dollar pro Unze für denkbar. Natürlich kann man nicht mit Sicherheit erwarten, dass sich dieser Preis unmittelbar einstellt. Wie gesagt, es geht um die Richtung. In einigen Jahren wird es ohnehin keine Rolle mehr spielen, ob man bei 1100 oder bei 1300 Dollar gekauft hat.

Welchen Einfluss haben die Marktkräfte?

Meines Erachtens sind sie vielerorts ausser Kraft gesetzt worden. De facto hängt die Zinsentwicklung bereits jetzt von den Zentralbanken ab. Die Erwartung, dass die Währungshüter die Staatsanleihen stützen, genügt den Anlegern bereits.

Also bleibt Gold ein «barbarisches Relikt», wie es der Ökonom John Maynard Keynes einst formuliert hat?

Diese Bezeichnung war immer ideologisch aufgeladen. Einen «echten Goldstandard» hat es in der Neuzeit ohnehin nie gegeben.

Warum nicht?

Der Goldstandard, den man uns in den Geschichtsbüchern verkauft hat, war immer ein korrumpierter Goldstandard, weil die Regierungen und ihre Zentralbanken immer interveniert haben, wenn es ihnen politisch opportun erschien. Das hat ja letztlich zu all den Krisen geführt. Sie sind die Auswüchse eines korrumpierten Geldsystems, in welchem das Gold nie seine wahre Bedeutung entfalten können. Das gab dem Betrachter den Eindruck, Gold «funktioniere nicht», sprich: sei ein «barbarisches Relikt».

Und stimmt das nicht?

Nach dem Ersten Weltkrieg hatte sich das politische Umfeld dermassen verändert, dass man sozialistische Politik betrieb. Und da war das Gold im Weg. Entsprechend wollte man auch nicht den Goldstandard wieder einführen. Insofern ist der Begriff vom «barbarischen Relikt» irreführend. Bis heute. Es gibt machtvolle Interessengruppen, die kein Goldgeld wollen. Der Staat, insbesondere der Sozialstaat, aber auch die Finanzindustrie; sie alle wollen kein «gutes» Geld, sondern Geld, das möglichst freizügig umverteilt werden kann.

Wie lange noch?

Der Wettbewerb der Währungen hat längst begonnen. Neben dem Gold gibt es Bitcoins und andere Parallelwährungen, die das Zwangswährungsmonopol ernsthaft in Frage stellen. Eine Monopolisierung des Geldes ist, historisch gesehen, eine Absurdität. Wie sich das alles entwickeln wird, weiss auch ich nicht mit Bestimmtheit. Aber ich bin ziemlich sicher, dass Gold in Zukunft eine herausragende Rolle spielen wird. Vielleicht nicht notwendigerweise als Umlaufwährung, aber in jedem Falle als ein Ankerpunkt des Geldsystems. Gold ist und bleibt eine währungshistorische Konstante. ○

Mae West, Suite 611

Moderne Pop-Sternchen wie Miley Cyrus suchen Aufmerksamkeit durch Pornografierung. Unerreichte Meisterin des sexuellen Tabubruchs war die Leinwand-Diva Mae West. Sie lebte im Apartmenthaus «The Ravenswood» in Hollywood. Eine Reise an den Ursprung der Provokation. *Von Tom Kummer*



Bevor es den Feminismus gab: Gesamtkunstwerk West.

Samstagnachmittag in Hollywood, 570 North Rossmore Avenue: auf den ersten Blick ein elegantes Art-Déco-Gebäude, perfekte Kulisse für einen Film noir – und zur Vorbereitung eines kalkulierten Sexskandals. Im Haupteingang des «Ravenswood» hängt ein Gebäudewegweiser: 96 Wohnungen mit Namen und Nummern – und solchen Mietern, die anonym bleiben wollen. Das Haus wurde von Paramount Pictures in den zwanziger Jahren erbaut. Ava Gardner, Judy Garland, Clark Gable haben hier mal gewohnt. Lange her. Heute sind es die Handlanger der Unterhaltungsindustrie – und solche, die es werden wollen: Kamera-Assistenten, Yogalehrerinnen, Werbefilmer, Pornosternchen, Karatelehrer, Toningenieur, schrullig-alleinstehende Frauen und womöglich ein geheimnisvoller Mister Nobody. Die Liste ist lang. Doch die wirkliche Magie steckt in Suite 611, sechster Stock. Zweizimmerwohnung. Dort lebte Mae West – die erste Sexprovokation aus Hollywood, die Königin der Empörung – von 1932 bis zu ihrem Tod im Sommer 1980. Suite Nr. 611: Dort will ich hin, als potenzieller neuer Mieter, unterwegs in einem Gebäude, das auf den ersten Blick still, edel und anständig wirkt.

Inszenierte Aufmerksamkeitsfallen

Der Gebäudemanager nennt sich Carlos, er begleitet mich jetzt nach oben, gleich verwandle ich mich in «Peeping Tom», den Mann, der fremde Schlafzimmer ausspäht. Im Aufzug entschuldigt sich Carlos für die Umzugskisten, die sich in der Eingangshalle stapeln. Im «Ravenswood» wechseln die Mieter im Monatsrhythmus. Es ist ein ständiges Kommen und Gehen. Pro Jahr ziehen schätzungsweise hunderttausend Menschen nach Los Angeles, um in der Unterhaltungsindustrie Karriere zu machen. Zu Hause waren sie Stars, sie waren schlagfertig oder komisch, talentiert oder sexy. Sie beherrschten einige Selbstinszenierungsstrategien, und das liess sie hoffen, seelisch anästhesiert aufzutreten. Bei ihrem Eintreffen in Los Angeles stossen sie dann zu den hunderttausend, die im Vorjahr gekommen sind, und sie warten auf die hunderttausend, die im nächsten Jahr kommen.

Klar, dass man da verzweifeln kann, ohne sich irgendwas anmerken zu lassen. Oder man denkt sich einen Plan B aus: Aufmerksamkeit erzeugen! Skandal provozieren! Es geht in dieser Story also auch um die Inszenierung perfekter Aufmerksamkeitsfallen, um die Untiefen der Sexualität – und vielleicht auch um eine neue Art von Einsamkeit. Sechster Stock. Die Nachmittagssonne wirft jetzt düstere Schatten in lange Flure. Eine junge Frau im Morgenrock sucht aufgeregt nach ihrem Haustier, einer Ratte namens Marilyn. Ich laufe an ihr vorbei, lächle sie an, sie erkennt mich nicht mehr. Ich bin Kathy schon bei meinem letzten Besuch im «Ravenswood» begegnet. Sie gleicht ein bisschen Carrie Bradshaw aus «Sex and the City», immer zart, empfindlich, süss, berechenbar, berechnend und

faszinierend. Carlos deutet entschuldigend an, dass er diese Mieterin ein bisschen für verrückt hält.

Dabei hat Kathy bloss ihren Job als Botanikerin, ihren Mann und zwei Kinder verlassen, um ein Pornostar zu werden. Sie arbeitet nebenbei als Stimme für Radiowerbung. Weint sich jeden Abend in den Schlaf. Das ist alles. Eine Hollywoodkarriere verlangt immer nach einem Plan B: Und jeder mag sogenannte Skandale. Kathy will auch einen. Einen perfekten Skandal, der sie berühmt macht und den sie selbst kontrolliert. Skandale sind mächtig. Man kann sie weder ausblenden noch ignorieren, auch wenn man das vielleicht gern tun würde. Weil jeder Skandal schrecklich und urkomisch, grauenhaft und katastrophal ist und weil sich die Menschheit dadurch gleich viel



Von Hongkong bis Schaffhausen: Sängerin Cyrus.

woher fühlt. Deshalb sollte man besser gleich zugeben, dass man Skandale mag. Sie erfüllen die Sehnsucht nach Parallelwelten, die uns mit immer neuen Hirnfilmen jenseits unseres banalen Alltags bedienen.

Beim Notausgang von Etage 6 flackert jetzt eine Neonlampe. Ein grünes «Exit»-Zeichen ist zerschlagen und deutet darauf hin, dass unter der Oberfläche des ehrwürdigen «Ravenswood» vielleicht irgendein Grauen lauert, das sich der ehemalige Mieter und Schriftsteller James Ellroy ausgedacht hat

Hollywoods erste Femme fatale

Jetzt bloss nicht ablenken lassen: Mein Ziel ist Suite Nr. 611. Die Magie der Vergangenheit, der Geist von Mae West. Als Hollywoods erste Femme fatale reizte sie die Ambivalenz zwischen Heiliger und Hure gnadenlos aus. Sie war die Erste, die die Lust am Tabubruch zum kal-

kulierten Programm erklärte. Und nichts hat sich an diesem System bis heute geändert: Ob sich Mae West in den zwanziger Jahren die Rolle einer Prostituierten in ein Musical schreibt, Madonna sich siebzig Jahre später während eines Konzertes an ein Kreuzifix hängt oder Kathy aus dem fünften Stock ihr geordnetes Leben aufgibt, um ein Pornostar zu werden – das Schema ist auch bei Lady Gaga, Miley Cyrus und den unzähligen *bad girls* der Gegenwart gleich geblieben. Der Tabubruch garantiert Aufmerksamkeit – und persönliche Befreiung.

Aber im «Ravenswood» steckt vielleicht noch mehr drin: sexuelle Revolution! Carlos öffnet jetzt die Tür zu Suite Nr. 611: blendende Helligkeit und ein fantastischer Blick wird dem potenziellen Mieter durch französische Fenster geboten. Dahinter erstreckt sich Hollywood, die Welt, der Abgrund. In diesen Räumen, wo Mae West lebte, verbirgt sich vielleicht das Geheimnis hinter der Macht der öffentlichen Empörung, das System des inszenierten Sexskandals – und die wichtigste Währung, die Teenager heute bewegt: *fame*. Der Raum ist bloss 92 Quadratmeter gross, Parkett, Fliesen in der Küche, viel Schrankraum, hohe Decken, Badezimmer mit grosser, tiefer Badewanne und separater Dusche. Sonst alles ganz nüchtern. Die frisch gestrichenen Wände wirken wie magische Leinwände.

Herein schwebt die Bettenkönigin

Das iPhone von Carlos spielt jetzt irgendwas von Christina Aguilera, er wird in der Lobby gebraucht, der Aufzug im «Ravenswood» ist wieder mal ausgestiegen. Er lässt mich jetzt einige Minuten allein mit Suite 611, allein mit der Magie der empörenden Frau, die sich das Recht rausnimmt, sexuell zu provozieren: Das war Mae West – der erste weibliche Vamp von Hollywood –, die Männer mit einem völlig neuen Kopfkino verrückt machte: die Schlampe, die es mit jedem treibt – selbstbewusst, stark, sexuell aggressiv, blond, billig und zu stark geschminkt. So provozierte ihre Selbstinszenierung in den 1920er Jahren und belieferte die präfeministische Frauenwelt mit einer völlig neuen Definition von weiblicher Macht. Ein PR-Spiel mit sexuellen Provokationen beginnt, das bis heute anhält.

Achtundvierzig Jahre lang wohnte Mae West im «Ravenswood», eine Frau, die das Regime des Image schon beherrschte, als es die totale Medialisierung noch nicht mal gab. Ehemalige «Ravenswood»-Bewohner berichten von seltsamen weissen Lichtern am Fenster von Suite Nr. 611. Paranormale Aktivitäten? Oder die Macht der Bilder in unserem Kopf? Das Gebäudemanagement schweigt dazu.

Ich studiere jetzt die Fenster, blicke in Richtung Beverly Hills, blicke der Fassade entlang nach unten, kontrolliere die gusseisernen Fensterrahmen, streichle über das Glas – nichts Ungewöhnliches zu entdecken. Ich bin

jetzt umstellt von frisch gestrichenen Wänden, an denen damals massgefertigte Aktbildnisse hingen. Mae West veredelte Suite Nr. 611 zum Privatmuseum ihrer Körperkultur. Unter einem Riesenspiegel stand das legendäre Doppelbett, inmitten weiss- und goldgetönter Möbel im Louis-quatorze-Stil. Die weissen Wände wirken jetzt wie Cinemascope-Leinwände und beschenken den potenziellen Mieter mit einer wunderbaren Vision: Herein schwebt die Bettenkönigin! Mit einer Hand hält sie das Nègligé zu, die andere liegt auf ihrer Hüfte. Ohne grosse Umstände wirft sich Mae West jetzt aufs Bett, verschränkt die Arme hinterm Kopf, schlägt die Beine übereinander: Das ist die grandiose, unschuldige Pose der Frivolität, bevor es den Feminismus gab! Die goldene Zeit des unschuldigen Sexskandals beginnt, die Amerika Anfang der dreissiger Jahre faszinierte und ein bisschen weniger prüde machte als sonst.

Jetzt steht sie vor mir, noch ganz jung, Tochter eines englisch-irischen Mietstallbesitzers und eines aus Bayern nach den USA emigrierten Fotomodells. Nach einer Kinderstar-Karriere in New Yorker Vorstadtrevuen, in denen sie schon siebenjährig als «Baby Vamp» auftritt, brilliert der frühreife Teenager zuerst in der Provinz. Mae West tut dabei mehr für die Beseitigung viktorianischer Sexualtabus als alle ihrer Konkurrenten aus der amerikanischen Vergnügungsindustrie. 1926 schreibt sie ihr erstes Theaterstück. Mae West übernimmt dabei die Hauptrolle als New Yorker Hafennutte und wählt als Titel ein Wort, das bis dato nur in medizinischen Fachbüchern gestanden hat. Sie nennt ihr Musical «Sex». Es bringt die Autorin acht Tage ins Gefängnis wegen unanständiger Schaustellung – und ermutigt sie zu noch gewagteren Bühnenspiessen. Bald sind die Zensoren aber schon sauer, wenn Mae West auf dem Schoss eines Mannes sitzt. Dabei ist sie längst «bei mehr Männern auf dem Schoss gewesen als eine Serviette».

Zukunftweisendes Geschäftsmodell

Es beginnt die Ära der kalkulierten Provokationen, der anzüglichen Mae-West-Sprüche – die hohe Schule der witzigen Dialogzweideutigkeiten: «Ist das jetzt eine Kanone in deiner Hosentasche, oder freust du dich so, mich zu sehen?» Die grosse Aufmerksamkeitsmaschine springt an. Durch ihre von der Zensur hart geprüften Hollywoodfilme wird sie ab 1932 zur nationalen Institution und zur einzigen Person neben Charlie Chaplin, die sich ihre Filme selbst schreiben kann. Mae West versteht es instinktiv, einen Filmtyp zu entwickeln, der ihr zu optimaler Selbstdarstellung verhilft und dem Kino neue Wege zeigt. Mae Wests Filme öffnen dem Publikum den Ausblick auf eine emanzipierte Gesellschaft, in der die Frau nicht vom Mann unterdrückt wird und die Ehe nicht als Endstation aller Wünsche gilt.



Sanfter und komplizierter: Oshimas «Im Reich der Sinne», 1976.

Wie witzig und unverdorben sexuelle Macht und Tabubruch damals inszeniert werden. Ein Anheben des Rockes von Mae West genügt! Skandalös und sensationell! Und Mae West ist clevere Businessfrau. Vielleicht nur vergleichbar mit der Macht, die Sharon Stone als «berechnende Blondine ohne Slip» nach ihrem Erfolgsfilm «Basic Instinct» Anfang der neunziger Jahre in Hollywood verkörpert. Mae West ist der grösste Vamp der frühen Tonfilm-Ära. Sie verwandelt sich gleichzeitig in ein zukunftsweisendes Modell der weiblichen Selbstvermarktung. Die erste Sexgöttin von Hollywood führt ein, was mittlerweile Millionen Boys and Girls per Handykamera zwischen Hongkong und Schaffhausen beherrschen: den Weg von kalkulierten Sexprovokationen zum Star-Dasein im kleinen oder grossen Pop-Universum.

Das war zu Mae Wests Zeiten noch eine Mutprobe, Gefängnis und gesellschaftliche Ächtung drohten. Nicht nur die Zensur ist hinter ihr her, sondern ganz besonders der erzkonservative Zeitungsverleger William Randolph Hearst. Er lehnt Anzeigen für ihre Filme ab. Surrealisten wie Salvador Dalí hingegen vergötterten sie. Sozialhistoriker rühmen später ihren befreienden Einfluss auf das Sexualleben der amerikanischen Frau, ein Rollenmodell, wie es bis dahin nicht zu finden ist in der Massenkultur. Wie später Marilyn Monroe, Brigitte Bardot und die britischen Fotomodelle der sechziger Jahre, die coolen Emanzen in Punk und Politik der siebziger und achtziger Jahre – bis hin zur Skandal- und Selbstvermarktungsindustrie der Gegenwart, mit den Diven der Inszenierung: Paris Hilton, Kim Kardashian, Miley Cyrus und den vielen anderen.

Wirkt die Vergangenheit im «Ravenswood» vielleicht deshalb stärker als anderswo in Los

Angeles? Als Mahnung an die Jetzt-Generation? Lebt der Geist von Mae West in weissen, paranormalen Lichtern weiter? Ich höre jetzt ein Klopfen aus der Nachbarswohnung, Suite Nr. 610. Ein Schrei. Dann Stille. Werfe einen Blick in den düsteren Flur des sechsten Stockes: Ein Briefbote von Federal Express klopft gegen die Türe von Nr. 610. Die Szene erinnert gerade an «The Postman Always Rings Twice» und an die Tatsache, dass Sexualität im Hollywoodkino der Gegenwart ausgeblendet wird, es wird im Film nicht einmal mehr darüber geredet. Das Thema ist den Regisseuren und Produzenten zu gefährlich geworden. Wer viel zeigt, dem droht eine Altersfreigabe ab achtzehn und damit ein zu kleines Zielpublikum. Sittenwächter haben ein Auge darauf, dass es im Kino familiengerecht zugeht. Sonst wird zum Boykott aufgerufen. Eine Stimmung aus Angst und Übervorsicht hat dem Kino die Lust geraubt. Dabei verschaffen gerade diese pseudomoralischen Restriktionen dem kalkulierten Sexskandal von Popsternen ausserhalb von Kino und Fernsehen noch mehr Aufmerksamkeit, Explosivität – und Lächerlichkeit.

Die Dosis wird erhöht

In Europa war einer der ersten Nacktskandale 1933 im Film «Ekstase» zu sehen: Dort sorgt nicht nur ein zehnminütiges Bad in einem See plus anschliessendem FKK-Waldspaziergang von Hauptdarstellerin Hedy Lamarr für Aufsehen, sondern auch eine Liebesszene, in der lediglich ihr sexuell erregtes Gesicht die Zuschauer verzaubert und schockiert. Für den grössten Kinoskandal der prüden deutschen Nachkriegszeit sorgt dann der Film «Die Sünderin» von Willi Forst mit der jungen Hildegard Knef, die darin wenige Sekunden nackt zu sehen ist. Es



Siebzig Jahre später: Popstar Madonna.

gibt mehrere Demonstrationen gegen das Werk, in einigen Kinos fliegen Stinkbomben. Zehn Jahre später liefert «Das Schweigen» von Ingmar Bergman einen Skandal. Die damals provozierenden Szenen, darunter eine masturbierende Ingrid Thulin, können nicht künstlerisch wertvoller sein. Noch waren Kino-Skandale damals in eine betörende Unschuld der Macher getaucht, nichts scheint wirklich kalkuliert.

Ein gespenstisches, metallenes Schlagen hallt jetzt durch die Gänge. Es kommt von den Heizungsröhren und jagt aus der Tiefe eines Maschinenraums durchs ganze Haus. Ich folge einem seltsamen Stöhnen, vom sechsten Stock in den fünften Stock. Der Weg über Treppen und Flure des «Ravenswood» verwandelt sich plötzlich in eine existenzielle Wanderung durch die Seelenlandschaft Hollywoods – als ob auf zehn Tote-Mieter-Geschichten immerhin eine oder zwei von Lebendigen kommen.

Zum Beispiel dritter Stock, Eckwohnung: Hier lebt Alison. Model. Ging mit achtzehn nach L.A., um «Playboy»-Bunny zu werden. Ist jetzt neunzehn und arbeitet bei Starbucks. Girls wie Alison kommen nach L.A., weil sie das Leben entdecken wollen. Sie kommen, um zu rocken, sie kommen, um Aufmerksamkeit zu erzeugen! Vielleicht mit einem Star schlafen und später davon in einem Boulevardblatt berichten. Ja, sie kommen auch, um zu lutschen, zu lecken und zu stöhnen. Wie Miley Cyrus in ihren Videos. Und alle erwarten irgendwie, dafür bezahlt zu werden. Einige zieht es gleich ins San Fernando Valley, auch «Porn Valley» genannt, weil dort 95 Prozent aller amerikanischen Pornos produziert werden. Pornos sind längst kein Karrierekiller mehr. Doch bedeutet «Porno» im Mädchen-Mainstream nun so was wie neue Frauenpower? Oder bloss lustig ver-

spielte Freizeitmacht für solche Mädchen, die sich vom Pornostyling-Virus infizieren liessen und ihr Lebenskonzept an die Girlfriends von Hip-Hop-Helden angleichen möchten?

Mae West war vierzig, als sie ihre Kinokarriere begann, und sie brachte es fertig, die Vorstellung zu widerlegen, dass Sex nur etwas für junge, dünne Dinger sei. Ihre weibliche Macht sprach damals alle Frauen an. Sie war 1.52 Meter gross, ein hüftstarke Frau mit Doppelkinn und wogendem Busen. Aber sie brauchte nur die Wimpern zu senken und die Hand auf die Hüfte zu legen ... , schon fielen die Männer vom hohen Sockel. Schreie im vierten Stock. Ich darf mich jetzt nicht ablenken lassen. Gelächter dringt von der Pool-Anlage des «Ravenswood» hoch in die oberen Stockwerke. Eine Tür schlägt zu. Fallwasser aus dem sechsten Stock rast durch alte Wasserleitungen. Neonröhren flackern geheimnisvoll.

Kein Wunder, hat Regisseur David Lynch dieses Gebäude als möglichen Drehort für sein nächstes Filmprojekt in Erwägung gezogen. Das «Ravenswood» kann dein Leben verändern, abheben lassen oder zerstören – es verströmt verschiedene Zutaten des pervers-existenziellen Kitsches, wie er zum Beispiel in den Lynch-Filmen «Blue Velvet» oder «Wild at Heart» so perfekt vorgeführt wurde – diese besondere Art des sexuell aufgeladenen Skandalfilms: die falsche Idylle.

Und doch gibt es hier eine Art, durch die historischen Flure zu gehen: eine Art, die dir das Herz aufgehen und den schönen Wahnsinn der Gegenwart hereinströmen und zu einem Dorf werden lässt – von Etage zu Etage. Hat sich etwa eine besondere Magie aus Suite Nr. 611 über die Bewohner von Hollywood ausgebreitet?

Krieg um unser Kopfkino

Die Botschaft der Gegenwart ist eindeutig: Wir alle sind ins Zeitalter der Show hineingewachsen – ob wir es gewollt haben oder nicht. In dieser Show zählt nur das eine Resultat: Aufmerksamkeit. Die Selbstinszenierungsstrategien von Politikern, Wirtschaftskapitänen, Hollywoodsternen, Bloggern, Grössen aus Sport oder Kultur haben wir zwar alle längst durchschaut. Der Tabubruch funktioniert dabei aber immer noch als geilster Antrieb im Krieg um unser Kopfkino.

Dabei ist alles so einfach: Einst waren es die Küsse von Mae West, die vor der Kamera verpöht waren. Dann sorgte eine nackte Brust für Proteststürme. In den Fünfzigern genügte noch nackte Haut für einen Skandal: wie in «Verdammt in alle Ewigkeit» wo sich Deborah Kerr von Burt Lancaster und den Wellen überrollen lässt. In den Sechzigern zelebrieren Alain Delon und Romy Schneider in «Der Swimmingpool» echte Leidenschaft beim Dreh: skandalös und sensationell! Bald jedoch müssen Skandalfilme tiefer eindringen: In den Siebzigern zum Beispiel die Andeutung von

Analverkehr wie in «Der letzte Tango in Paris». Der Spagat zwischen Pop und Porno erweist sich für Regisseur Bernardo Bertolucci als riskant – und trotzdem goldrichtig. Ihm werden für fünf Jahre die Bürgerrechte aberkannt, ein Gericht verurteilt die Darsteller Marlon Brando und Maria Schneider zu Bewährungsstrafen. Doch der Film erreicht Kultstatus, wird zum Kassenschlager und spielt nach heutigen Umrechnungskursen mehr als 250 Millionen Dollar ein.

Dann wird alles sanfter und komplizierter: 1975 werden in «Bilitis» von David Hamilton süsse Brüste in Weichzeichneroptik präsentiert und wird jungen Mädchen eine damals noch skandalöse Idee schmackhaft gemacht: Sex ohne Jungs macht am meisten Spass! Im gleichen Jahr zeigt Pier Paolo Pasolini in «120 Tage von Sodom», wie faschistische Machthaber ihre Gefangenen erniedrigen – etwa nackt an einer Hundeleine vor sich hertreiben. Der japanische Film «Im Reich der Sinne» von Nagisa Oshima wird 1976 wegen seiner expliziten Sexszenen Pornografie vorgeworfen. Bei einem japanischen Paar mutiert die Liebe zur sexuellen Obsession. Höhepunkt: tödlicher Schmerz als perfekter Orgasmus. Nach der Vorführung auf der Berlinale wird die Filmkopie beschlagnahmt. Das Landgericht Berlin sieht das später jedoch anders, und Deutschland steht als moralischer Vorreiter des guten Geschmacks da: Der Film ist ein Meisterwerk.

Und heute? Erst kürzlich fielen im Film «Feuchtgebiete» vielleicht die letzten Tabus. Sicher ist das aber noch nicht. Denn aus der Sicht des deutschen Sexualforscher Volkmar Sigusch ist das grösste Tabu in der Sexualität heute: die Kindersexualität. Genügend Stoff für die nächste, kalkulierte Provokation – geliefert womöglich von einem der einflussreichsten Regisseure der Gegenwart: Lars von Trier.

Dabei benötigen wir eigentlich überhaupt keine Kino-Provokateure. Denn der Sexskandal ist wie ein geheimer, unsichtbarer Machtapparat: Ein paranormales Leuchten vor verdunkelten Fenstern, niemand bleibt davon verschont, die Gardinen sind gezogen, ganz privat, ganz geheim: Schauen Sie doch einfach mal rein! Alles ganz harmlos, reines Kopfkino. *Click me, like me, fuck me.*

Vierter Stock. Ein merkwürdiger Laut kommt vom anderen Ende des Ganges. Ein Hund? Mehrere Hunde? Langsam gehe ich an einer offenen Tür vorbei. Klingt tierisch. Das Seufzen schwillt an, wird deutlicher: Es sind definitiv keine tierischen Laute. Es ist ein verdammt menschliches Stöhnen. Es klingt wie: Sex! Es ist ein halbverbales Keuchen. Geräusche im Gleichtakt. Dann plötzlich: Das Stöhnen eskaliert, und eine leere Umzugskiste fliegt durch die halb geöffnete Tür eines Apartments. >>>

Gerade sind dort Lee und Karl eingezogen, schwule Draufgänger aus der Provinz. Später erfahre ich: Lee ging mit achtzehn nach Los Angeles, um Stuntman zu werden. Tatsächlich wird er dann Werbefilmregisseur. Karl unterrichtet Karate, wäre aber gerne Drehbuchautor. Zusammen möchten sie coole, harte, schockierende Online-Erotikfilme produzieren. So was wie den französischen Skandalfilm «Baise-moi». Also schonungslos direkter, pseudodokumentarischer Mainstream-Sexfilm, der die Zuschauer nach allen Regeln der Kunst terrorisieren soll. Binnen weniger Tage wird so ein Video bestimmt eine Million Mal angeklickt. Das ist die Botschaft der Aufmerksamkeitsökonomie: *Click me! Like me! Fuck me!*

Denn längst experimentiert eine junge Gegenkultur mit witzigen Sexprovokationen im Nischenprogramm des Internets und generiert Millionen Klicks – was Kino und Cable-TV-Produzenten nicht entgangen ist. Vor einigen Jahren bekommt der junge Pornostar Sasha Grey, bekannt für extremen Oralsex, den grossen US-Fernsehauftritt in der Erfolgsserie «Entourage». Heute ist sie ein Allroundstar im Pop-Universum und eine Sensation, wo immer sie auftritt. Doch der Overkill an pornografischen Verweisen zeigt seltsame Nebenwirkungen. Untersuchungen der Zeitschrift *Men's Health* haben zum Beispiel belegt: Das sexuelle Vorspiel der Amerikaner ist heute durchschnittlich um zehn Minuten kürzer als noch in den 1990er Jahren. Sexualität zerfällt immer mehr in der reinen Selbstbefriedigung. Der Spagat zwischen Pop und Porno scheint die Spannung und das Geheimnis aus der Sexualität zu saugen.

Wer erinnert sich noch an das Auftauchen des Paris-Hilton-Sexvideos? Ist schon eine Weile her. Ginge es nach den jüngsten Kuratoren der L.-A.-Kunstszene, dann gehörte dieses Video längst zum Kulturgut der USA. In der Vergangenheit hätte ein solcher Softporno-Film einer Karriere geschadet. Hilton jedoch hat im Gegenteil davon profitiert und ihre Bekanntheit gesteigert und dabei Millionen junger Mädchen einen Porno-Virus ins Hirn gepflanzt und damit die Mae-West-Strategie erfolgreich ins zweite Millennium transportiert. Heute träumen Studentinnen an der University of Southern California von ihrem eigenen witzigen Sexfilm oder einem Auftritt in der Softporno-Seifenoper «Girls Gone Wild». Skandale inszenieren sei sogar besser als Sex! Leicht gesagt, denn was ist gegenwärtig nicht alles besser als Sex: Extrem-Mountain-Biking, Extrem-Free-Jumping, Extrem-Segeln, Extrem-Skiing, Extrem-Free-Climbing, Extrem-Clubbing, Extrem-... Die Liste ist lang.

Der erste, grosse US-Medienkritiker, Walter Lippmann, erkannte jedenfalls schon in den zwanziger Jahren: Hirnfilme dominieren unsere Wirklichkeit. Deren einziger Zweck ist,

die Realität in den Schatten zu stellen. Lippmann schrieb seine «Image»-Thesen etwa zur gleichen Zeit, als sich Mae West, die wandelnde Sexprovokation, zur bestbezahlten Schauspielerin ihrer Zeit verwandelte. Lippmann erkannte: «Mental images» dominieren unser Denken und Handeln, Bilder der Welt ausserhalb unserer Reichweite, nützliche Fiktionen. In diesem Kopfkino sind Sexfantasien besonders wirkungsvoll.

Sexuelle Selbstmordattentäterinnen

Als Mae West am 20. Juni 1932 im kalifornischen Pasadena aus dem Zug stieg, hatte sie sich ihren ersten Spruch für Hollywood längst zurechtgelegt: «Ich bin kein kleines Mädchen auf Glückssuche in der grossen Stadt. Ich bin ein grosses Mädchen, das eine kleine Stadt beglückt.» Ein gutes halbes Jahr später kommt ein Film heraus, der sämtliche Vorstellungen von Sex, Stars, Frauen, Kino und Massenkultur auf den Kopf stellte, ein Sensationserfolg, der die Paramount-Studios vor dem Bankrott rettete. Das kam so, weil Mae West ihren Kopf durchgesetzt hatte. «He Done Her Wrong» hätte der Film ursprünglich heissen sollen, aber sie duldet das nicht. Sie hatte nie eine Opferrolle gespielt und würde das auch jetzt nicht tun. Also beanspruchte sie den Titel: «She Done Him Wrong». Darin spielt sie einen Vamp namens Lady Lou, trägt Glitzerboas zu Perlen- und Paillettenroben, die so eng auf ihren üppigen Körper genäht sind, dass sie darin weder sitzen noch sich bücken oder hinlegen kann. Die Kinos reissen sich darum, und die Medien erfinden für Mae West einen neuen Begriff: «Sexbombe». Heute sind es vielleicht keine Bomben mehr, sondern sexuelle Selbstmordattentäterinnen.

Dritter Stock. Kathy sucht immer noch nach Marilyn, der schwarzen Ratte. Kathy ist Ende dreissig und produziert eine Pornowebsite. Sie dreht Fünf-Minuten-Clips mit Stossrichtung: Extrem-Toys, Selbstbefriedigung und Analbereich. Ergebnis: täglich 80 000 Klicks und ein Vertrag mit den etablierten Pornoproduzenten von Vivid – der grösste Player im Pornogeschäft («Home of the Kim Kardashian Sex Tape and over 30 000 XXX Movies from The World Leader in Adult Entertainment»).

Das Etikett des von der bösen Branche manipulierten Mädchens hat sich Kathy aber nie anheften lassen: Die Arbeit in der Pornobranche ist für sie eine bewusste Entscheidung gewesen; ein Weg, ihre Sexualität zu erforschen, ihre Grenzen auszuloten und sich von anerzogenen Schuldgefühlen zu befreien. Porno als feministischer Akt der Befreiung. Behauptet sie jedenfalls. Der Spagat zwischen Porno und Pop ist schliesslich immer auch eine Geldfrage.

Mae West war nie einsam, sie verstand das Regime des Image. Damals waren die Stars noch von einer geheimnisvollen Aura umgeben, man wusste kaum etwas über ihr Privat-

leben. In der heutigen Celebrity-Kultur dagegen herrscht Transparenz. Doch vielleicht ist der Status Celebrity oder Skandalnudel auch einfach bloss das perfekte Versteck, in dem Berühmtheiten Schutz finden vor den neugierigen Blicken der Fans. Eine Vernebelungstaktik, die Freiheiten schenkt und die obsessive Aussenwelt zum Narren hält. Die Wahrheit soll niemand erfahren.

Auch Mae West war im «Ravenswood» vor den Augen der Öffentlichkeit in ein ganz anderes, geheimes Leben entkommen. Sie wagte mit siebzig zwar noch ein Comeback an der Seite von Raquel Welch und kassierte dafür eine Rekordgage. Der Film floppte, doch Mae West bewahrte sich ihren charmanten, schlechten Ruf. Noch kurz vor ihrem Tod prahlte sie mit ihrem Vampirblick und dass sie ihrer Zeit immer voraus gewesen sei. Dass die *permissive society*, die Gesellschaft, die alles erlaubt, sie längst überholt hatte, wollte sie nie akzeptieren. Eine Schwulenmutter war sie zum Schluss, Heldin der homosexuellen Subkultur von Liberace, Divine und später RuPaul. Eine lebende Statue, eingesperrt in einer Wohnung im spätägyptischen Stil, alles verschwenderisch mit goldenen Phalli dekoriert. Sie schminkte sich jeden Tag zur Mumie und umgab sich mit Muskelmännern. So starb sie dann am 22. September 1980 in Suite 611.

Sie grinst im Grab

Ich sitze jetzt in einem Sofa im Haupteingang des «Ravenswood», direkt vor einem Tapetenmotiv, das eine Frau zeigt, die Kleopatra gleicht. Warum stellt uns Sexualität nach all diesen Jahrhunderten – nach der Aufklärung, nach Freud, nach der sexuellen Befreiung und nach Youporn – immer noch vor Probleme? Die Hauptmerkmale unserer Sexualkultur sind doch immer noch die gleichen geblieben: Sprachlosigkeit, Einsamkeit, Gewalt – und zu wenig Lust und Liebe. Mae West grinst im Grab. Und schickt uns vielleicht ein helles, weisses Leuchten, verbunden mit der Frage: Was ist aus der sexuellen Revolution geworden?

Carlos, der Gebäudemanager, lässt mich jetzt einen Fragebogen ausfüllen. Hat Ihnen der Besuch gefallen? Hat sich der Gebäudemanager freundlich und informativ um Sie gekümmert? Für welches Apartment interessieren Sie sich?

Fast könnte man jetzt der Illusion verfallen, dass die Menschen aus existenziellen Gründen im «Ravenswood» leben. Dass hier die Gegenwart aus böser Hollywood-Realität und virtuellen Verpflichtungen aufhört, die Menschen zu quälen und zu sticheln. Die Böden und Tapeten schmiegen sich jetzt seltsam zermässig an mich. Plötzlich ist sie da, die Wirklichkeit, sie gehört dir, sie legt dich nicht mehr herein, niemand ballert um deine Aufmerksamkeit. Für einige Augenblicke bin ich hier zu Hause: eine fantastische Illusion – vielleicht sogar besser als Sex. Das ist alles. ○

Wer sind wir?

Das Schweizer Fernsehen macht Schweizer Geschichte lebendig. Die aufwendige Reihe setzt auf Spannung und Pulverdampf. Die feministische Kritik an der Auswahl der Hauptfiguren ist lächerlich.

Von Peter Keller

Das Projekt ist ambitiös: In vier aufwendig verfilmten Folgen erzählt das Schweizer Fernsehen wichtige Wegmarken der Schweizer Geschichte. Die Reihe wird eröffnet mit der gegen Habsburg gewonnenen Schlacht am Morgarten, einer entscheidenden Weichenstellung im Kampf um die regionale Selbstbestimmung der noch jungen Eidgenossenschaft.

Mit Hans Waldmann (1435–1489) und Niklaus von Flüe (1417–1487) rücken im nächsten Teil zwei gegensätzliche Figuren ins Zentrum: Der Zürcher Haudegen und der Inner-schweizer Heilige. Mit dem Sieg über die Burgunder 1476/77 schreibt die Schweiz europäische Geschichte und verheddert sich gleichzeitig in inneren Widersprüchen: Die Freiheitskämpfer von einst verfügen jetzt über Untertanengebiete, in den Städten bilden sich aristokratische Strukturen heraus, Söldnerkontingente dienen sich fremden Herren an.

Für den dritten Teil wird kräftig nach vorne gespult, zur Gründung des Bundesstaates von 1848. Unter der Führung von General Guillaume-Henri Dufour (1787–1875) wird die konservative (katholische) Schweiz im Sonderbundkrieg von 1847 militärisch unterworfen. Die Zustimmung zur ersten Bundesverfassung wird mit Tricks und Waffen erstritten. Doch wenn das oft missbrauchte Diktum vom Zweck, der die Mittel heiligt, Gültigkeit hat, dann hier. Die Schweiz katapultiert sich nach 1848 politisch und wirtschaftlich in die Moderne. Die vierte und letzte Episode dreht sich schliesslich um die freisinnigen Katalysatoren Alfred Escher (1819–1882) und Stefano Francini (1796–1857), Gründer des Eidgenössischen Polytechnikums (heutige ETH Zürich).

Wer sind wir? Woher kommen wir? Was ist Schweizer Identität? Die SRF-Serie rührt an die grossen Fragen unseres Selbstverständnisses. Das Geschehen selbst wird dramatisch nacherzählt. Das Fernsehen spielt die Stärken seines Mediums aus: Ob die Plünderung des Klosters Einsiedeln oder die Schlacht selbst – der historische Stoff wird filmisch/schauspielerisch umgesetzt. Gute Erzählungen brauchen Protagonisten aus Fleisch und Blut. Mit der Figur des Schwyzer Landammanns Werner Stauffacher haben die Macher eine kluge Wahl getroffen: Der heimische Anführer balanciert zwischen Selbstbehauptung und Diplomatie. Man will die gewonnene Autonomie verteidigen, ohne die aufstrebenden Habsburger unnötig zu provozieren – dass es anders kommt, ist nicht Stauffachers Schuld.

Noch bevor die Sendereihe mit dem Titel «Die Schweizer» gestartet ist, läuft bereits eine Kontroverse um die Auswahl der Hauptpersonen. Von einem «Frauen-Aufstand» gegen die SRG ist die Rede (*Schweiz am Sonntag*). In Wahrheit meldet sich die Ü-50-Truppe des Feminismus zu Wort, wie etwa die ehemaligen CVP-Nationalrätinnen Judith Stamm, Thérèse Meyer-Kaelin und Chiara Simoneschi-Cortesi.

Killer, Vergewaltiger, Kindsmörder

Nationalratspräsidentin Maya Graf (Grüne) fasst die kollektive Empörung zusammen: «Schon der Titel macht klar, dass die Frauen mit dieser Serie nicht angesprochen sind.» Dabei gäbe es laut Graf «viele spannende Frauen», auf die man vertieft hätte eingehen können: «Zum Beispiel Gertrud Stauffacher, von der eine Statue im Nationalratssaal steht.» Ein irgendwie herziger Vorschlag.

Gertrud Stauffacher ist eine geschickt gezeichnete Figur aus Schillers Bühnenwerk «Wilhelm Tell». Eine literarische Erfindung wie Gessler oder der Räuber Hotzenplotz. Schiller wäre es jedoch nie in den Sinn gekommen, sein Theaterstück nach der Frau des Schwyzer Landammanns zu benennen, weil sie eben bloss eine willkommene Nebenrolle spielt – wie übrigens umgekehrt die Männer im Königinnendrama «Maria Stuart»; ebenfalls verfasst von Friedrich

Schiller. Ein gutes Drehbuch hat sich an der besten Geschichte zu orientieren und nicht an den Vorgaben einer feministischen Buchhaltung. Das Publikum wird es danken.

Das Schweizer Fernsehen hat sich erkennbar Mühe gegeben, dem helvetischen Konkordanzprinzip nachzuleben. Dass in den beiden ersten Folgen weder ein Romand noch ein Tessiner eine Hauptrolle spielen, ist auch nicht irgendeiner Deutschschweizer Arroganz geschuldet, sondern der schlichten Tatsache, dass es die lateinische Schweiz im heutigen Sinne noch nicht gab. Das gilt auch für die politische Mitgestaltung der Frauen bis weit ins 20. Jahrhundert.

Im letzten Jahr brachte SRF eine sechsteilige Serie über Schweizer Kriminalfälle. Fünf von sechs Schwerverbrechern waren Männer: Killer, Vergewaltiger, Kindsmörder. Eine sexistische Auswahl? Wohl kaum: Sie entspricht den Fakten. Die einzige Frau war übrigens eine Mutter, die ihren Schwiegersohn niederstreckte. Er hatte die Tochter der Schützin auf grausamste Weise gepeinigt, und seine Mörderin wirkt eher wie ein weiblicher Wilhelm Tell, der einen Tyrannen beseitigt. Vielleicht Stoff für die Fortsetzung der SRF-Serie – dann unter dem Titel «Die Schweizerinnen».

Die Schweizer: Der erste Teil, «Werner Stauffacher: Die Schlacht am Morgarten», wird am 7. November um 20.05 Uhr auf SRF1 ausgestrahlt.



Kluge Wahl: Schwyzer Landammann Werner Stauffacher (Michael Neuenschwander).

Mit Lügen, List und Ausdauer

Die «Odyssee» (um 700 v. Chr.) ist das Nationalepos der Griechen. Was sagen Homers Meisterwerk und sein reisender Held Odysseus über das heutige Griechenland aus?

Von Kurt Steinmann



Gewandte Anpassung: Odysseus, dargestellt von Herbert James Draper.

Der frühere griechische Ministerpräsident Giorgos Papandreou sah zu Beginn der Finanzkrise sein Land auf einer Odyssee, einer Irrfahrt, beteuerte aber zugleich, er kenne den Weg nach Ithaka, also den sicheren Kurs in den rettenden Hafen. Zwar ist es löblich, wenn sich Politiker auf Literatur berufen, aber der Bezug auf die Heimfahrt des «vieltuldenden göttlichen Odysseus» in diesem monetären Zusammenhang ist ziemlich prekär, hat doch Odysseus nach zehn Jahren Krieg weitere zehn Jahre gebraucht, um nach Ithaka heimzufinden. Papandreou hatte somit – mit oder ohne Absicht? – angekündigt, dass die wirtschaftliche Genesung sehr lange dauern werde. Und dies beinhaltet der Rückgriff auf das Heimkehrmotiv des Epos ebenfalls, nur unter grossen Verlusten, hat doch Odysseus alle seine Gefährten, ein paar hundert, auf seiner Reise zurück in die Arme Penelopes verloren. Also,

die Heimfahrt ins finanzielle Gleichgewicht kommt teuer zu stehen, sowohl die Griechen in Form von radikalen Sparmassnahmen als auch die Geberländer.

Nun, das Bild vom «Fass ohne Boden» entstammt ja der griechischen Mythologie: Die fünfzig Töchter des Danaos ermordeten in der Hochzeitsnacht ihre Freier. Zur Sühne mussten sie in der Unterwelt Wasser in ein durchlöcherntes Fass schöpfen. Auch das Wasser, das einem bis zum Hals steht, verdankt sich dem Griechen-tum: Tantalos stand in einem See, dessen Wasser ihm bis zum Kinn schlug. Urgriechisch ist es auch, eine Sache immer wieder von vorn zu beginnen, so wie Sisyphos. Die griechische Mythologie hat die gegenwärtige Situation in starken Bildern antizipiert. Dass die Reise nicht kurz, nein, im Gegenteil lange dauern soll, wünscht Konstantinos Kavafis in seinem berühmten Gedicht «Ithaka» von 1911: «Gehst du auf die Reise

nach Ithaka, / bete darum, dass der Weg lang sei.» Es kommt darauf an, unterwegs zu sein und die Fülle des Lebens zu geniessen: «Perlmutter und Korallen, Ambra und Ebenholz, lustreiche Duftstoffe von jeder Art». Es geht also darum, die Fülle des Lebens auszukosten.

Wäre man sarkastisch, könnte man hinzufügen: auf Kosten der Europäischen Union, die den Griechen die Üppigkeit des Lebens finanziert. Die Griechen haben etwas ausgenutzt, was uns westlichen Gesellschaften als Schuld anzurechnen ist: Sie sind nicht kontrolliert worden. Wer nicht kontrolliert wird, schlägt über die Stränge.

Wer ist Odysseus?

«Odyssee» leitet sich her von «Odysseia», der Dichtung um Odysseus. Der Titel «Odyssee» betont, dass Odysseus die Zentralgestalt des Epos ist. Etymologisch deutet Homer den

Namen als «Zürner» (19, 406–409), in Wirklichkeit ist der Name aber nicht griechisch und wahrscheinlich nicht indoeuropäisch.

Übersetzen ist die tiefste und umfassendste Begegnung mit einem literarischen Werk. Manche Bezüge und auf den ersten Blick nicht wahrgenommene Details schienen mir beim Verweilen auf den Textstellen erst auf. Auch die Gestalt des Odysseus enthüllte sich mir im Verlauf des dreijährigen Übersetzungsprozesses in immer neuen Facetten. Der Satz, den Ulrich von Hutten bei C. F. Meyer ausspricht, trifft auch auf Odysseus zu: «Ich bin kein ausgeklügeltes Buch, ich bin ein Mensch in seinem Widerspruch.»

Wer ist Odysseus? Zunächst einmal ist er der Listige – der Grieche als solcher nach Jacob Burckhardt –, der Schlaue, «reich an Einfällen», «reich an Mitteln zum Zweck», also der Listen- und Erfindungsreiche, der Trickster, aber auch der Viel-Dulder. Tricks waren überlebensnotwendig. Die «Odyssee» schildert eine Welt, in der Menschenraub und Sklavenhandel, Stadtzerstörungen und Verschleppung von Gefangenen verbreitete Realität waren. Sicherheit gab es keine, Überfälle zur See und Raub von Menschen und Gütern prägen das Klima der «Odyssee». Ihr entnehmen wir, dass ohne Verstellung und Lüge der Mensch scheitert. Ist die Vorliebe für die Anwendung solcher Strategien generell eine Konstante der Levante, die mit Lugano und südlich davon beginnt, wo ethisches, rechtlich streng normiertes Verhalten beim Streben nach Gewinnmaximierung sich vielleicht öfter als anderswo verflüchtigt? (Andererseits scheint sich die Erodierung der Rechtsprinzipien immer mehr nordwärts zu verschieben.)

Altes Ideal wird verdrängt

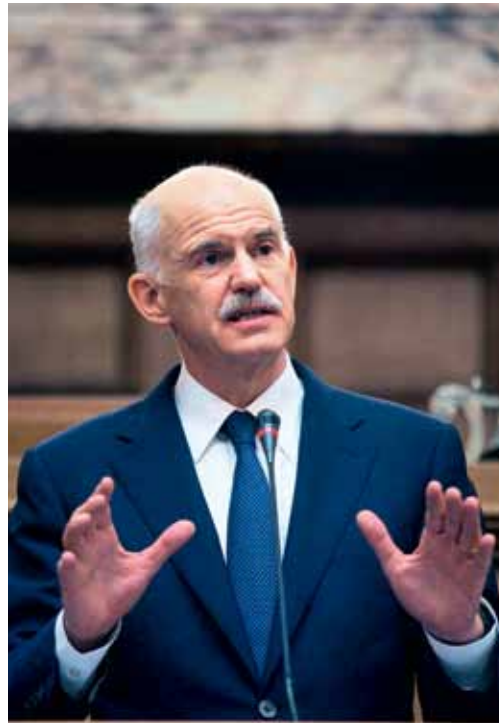
Die europäische Geschichte beginnt ja gleich mit einem Rechtsbruch: Die Königstochter Europa wird von Zeus in Gestalt eines Stiers entführt. Und das erste literarische Werk unseres Kulturraums, die «Ilias», ist eine Folge von Kämpfen, Abschlachtungen und Listen. In der europäischen Geschichte ist also von Anfang an ein Gewaltpotenzial vorhanden.

Odysseus ist derjenige, den es vielfach verschlagen hatte (V. 1/2: «Muse, erzähl mir vom Manne, dem wandlungsreichen, den oft es / abtrieb vom Wege»), das ist natürlich ein Scheitern. Die «Odyssee» ist ein Epos des Misslingens, des Scheiterns (trotz Heimkunft). Und die griechische Geschichte ist eine Folge von Katastrophen. Zwar besiegte Griechenland die Perser, aber im Peloponnesischen Krieg zerfleischten sich Athen und Sparta, 404 v. Chr. ist Athen erledigt, flackert zwar wieder etwas auf, aber letztlich ist es politisch für Jahrhunderte bedeutungslos. Um 1830 im Kampf gegen die Türken wurde es noch einmal aufgewertet, aber letztlich ist Griechenlands Geschichte ein Fiasko.

In der «Odyssee» hat das moderne Ideal des lebnstüchtigen Menschen, der sich mit allen ge-

raden und krummen Mitteln durchsetzt, das alte Heldenideal verdrängt. Im ersten Vers der «Odyssee» wird Odysseus *polytropos* genannt. Meine Wiedergabe lautet: «wandlungsreich», Voss, der bedeutende Übersetzer des Epos, übersetzt es mit «die Taten des <vielgewanderten> Mannes»; *polytropos* aber ist einer, der sich in jeder Lebenslage zu seinem Vorteil zu helfen weiss.

Der Gegensatz zwischen «Ilias» und «Odyssee» lässt sich sogleich aus den programmatischen Versen ablesen, mit denen sie beginnen: Wie die Eingänge andeuten, ist Achilleus, der Held der «Ilias», gross, weil er «grollt» und trotzig ist, Odysseus dagegen, weil er nicht eigensinnig, sondern wendig ist. Starrer Groll in der «Ilias», gewandte Anpassung in der «Odyssee». Diese Fähigkeit zur Anpassung an die gegebenen und aufgezwungenen Bedingungen, diese



Damaliger Ministerpräsident Papandreu, 2011.

Flexibilität ist auch ein – positives – Merkmal der Griechen, ebenfalls vorgebildet im Epos.

Odysseus ist auch ein grosser Geschichtenerfinder, Flunkerer, weniger höflich gesagt: Lügner. Er spricht «Erlogenes, das Wirklichem gleichsieht». Fünfmal erzählt er seine Lebensgeschichte, jedes Mal auf das Gegenüber und die Gesprächssituation abgestimmt. Er zieht sich Geschichten an, wie Gantenbein in Max Frischs gleichnamigem Roman. Dichten hat zu jener Zeit stets den Klang von Er-dichten. Eine Entwicklung und Herleitung des antiken Romans aus dem Epos ist wahrscheinlich und damit über diesen Umweg auch des modernen.

Was mich an Odysseus' Wesen neben seiner Wendigkeit und Begabung zur List am meisten beeindruckt, ist seine Kraft zum Durchhalten auch in aussichtslosen Lagen, seine Beharrlichkeit, durch alle Fährnisse hindurch sein Ziel, die Heimkehr nach Ithaka, nicht aus den

Augen zu verlieren. Auch im modernen Griechenland steckt eine Kraft, die sich nicht unterkriegen lassen wird.

Die dunklen Seiten

In Odysseus stecken aber auch dunkle Seiten, die es ausschliessen, den Mann zum reinen Helden zu verklären. Betrachten wir drei Episoden: Im neunten Gesang rettet er nach der Blendung des Polyphem seine Gefährten durch eine pffiffige List: Seine Gefährten entreisst er der tödlichen Falle der Kyklopen-Höhle dadurch, dass er jeweils drei Wollschafe mit biegsamen Ruten aneinanderbindet, wobei unter dem mittleren je ein Mann angebunden hängt, die beiden anderen den Gefährten decken. So entkommen sie dem Zugriff des Riesen. Mit seinen Mannen auf die Schiffe gerettet, kann er es aber nicht unterlassen, den Geblendeten trotz Mahnungen seiner Kameraden («Sturkopf! Was willst du denn den wilden Mann noch mehr reizen?») zu ergrimmen und seine Mannschaft durch seinen pubertären Vorwitz in Lebensgefahr zu bringen.

Und die an den Freiern vollzogene Rache ist masslos. 108 junge Männer belagern auf Ithaka seit dem siebten Jahr nach Trojas Fall den Guts-hof des abwesenden Helden. Sie drängen Penelope, seine Gattin, einen von ihnen zu heiraten, verprassen seinen Besitz, schlafen mit zwölf von fünfzig Mägden und versuchen Telemachos, seinen Sohn, zu ermorden. Nach seiner Rückkehr töten Odysseus, sein Sohn und zwei Hirten alle Freier, mit Ausnahme des Sängers Phemios und des Herolds Medon. Der «Ilias»-Stil mit Kämpfen und Töten wird auf den Kampf im Saloon des Männersaals übertragen.

Und was den heutigen Leser des Epos direkt abstösst, ist das grausame Strafgericht über die zwölf ungetreuen Mägde. Sie haben es mit den Freiern, arroganten Nichtstuern, getrieben, das genügt, sie zu erhängen: «Kurz nur noch zappelten sie mit den Füßen, gar nicht sehr lange» (22, 473).

Penelope ist das Vorbild ehelicher Treue. Sie ist die sich nach Odysseus Sehrende und die Trauernde und die sich Sorgende, das ganze Epos hindurch. Und wie hält es Odysseus mit der ehelichen Treue? Nicht ganz so streng. Zwar heisst es gleich nach Beginn, er sehne sich, «auch nur den Rauch aufsteigen zu sehen / in seiner Heimat» (1, 58 f.), weilt aber immerhin acht Jahre bei der Nymphe Kalypso, die ihn innig liebt, tummelt sich ein ganzes Jahr lang im Bett der Zauberin Kirke und findet zartes Wohlgefallen an der blutjungen Nausikaa. Und in der ersten Nacht mit Penelope nach der endlos hinausgezögerten Wiedererkennung nimmt der Abenteuerbericht viel mehr Raum ein als die Pflege der Liebe. Und am nächsten Morgen herrscht nüchterne Geschäftigkeit.

Homer: Odyssee. Aus dem Griechischen übersetzt und kommentiert von Kurt Steinmann. Nachwort von Walter Burkert. Manesse, 2011 (Illustrierte Erstausgabe 2007)

Das Schweizer Töff-Wunder

Mit Tom Lüthi und Dominique Aegerter fahren zwei Emmentaler an der Weltspitze des Motorrad-Rennsports. Talent, Bauernschläue und eine solide Erziehung sind die Basis ihres Aufstiegs. Eine erstaunliche Erfolgsgeschichte helvetischer Eigenart. *Von Klaus Zaugg*



«Landeier» im Zirkus der Eitelkeiten: Bauernbub Lüthi (l.) und Garagistensohn Aegerter.

Jerez de la Frontera, im Frühjahr 2002. Die Töff-Gemeinde trifft sich vor der Saison zu Testfahrten in Südspanien. Schweizer sind keine mehr dabei. Eine spanische TV-Station interviewt den langjährigen helvetischen Töff-Chronisten Jean-Claude Schertenleib. Er sagt, man werde nie mehr einen Schweizer im GP-Zirkus sehen. Es gebe keine Rennstrecken im Land, die Kosten seien zu hoch und Geld lasse sich bei Firmen angesichts der hohen Affinität für Umweltschutz für das Sponsoring eines Wettstreites zwischen Verbrennungsmotoren kaum mehr finden.

Die Schweizer erlangten in den 1960er Jahren mit dem dreifachen Weltmeister Luigi Taveri Weltgeltung und behaupteten sich bis Ende der 1980er Jahre. Dann führte die Globalisierung der WM von sieben, acht Rennen in Europa auf über fünfzehn auf fünf Kontinenten und die damit verbundener Kostenexplosion zum Untergang.

Jean-Claude Schertenleib täuschte sich. Im Herbst 2005 wird Tom Lüthi Weltmeister und vor Roger Federer Sportler des Jahres. Und heute sind die Schweizer mit Lüthi, 27, und Dominique Aegerter, 23, in der zweitwichtigsten WM (Moto 2) so erfolgreich wie noch nie. Die wundersame Rückkehr auf die Weltbühne ist eine nie geschriebene Erfolgsgeschichte der Schweizer Eigenart: der Fähigkeit, sich in einem globalen Business durch Talent, Schläuheit, Hartnäckigkeit, Kreativität, gute Beziehungen und etwas Glück gegen die Mächtigen zu behaupten. Und es sind nicht die Grossen aus unserer Wirtschaft, die dieses Wunder ermöglicht haben. Es sind Vertreter des Mittelstandes.

Das Heimatli ist nicht genug

Glückliche Umstände spielen bei dieser helvetischen Krafrad-Renaissance auch eine Rolle. Wenn vor gut zehn Jahren an einem bestimm-

ten Tag schönes Wetter gewesen wäre, gäbe es Tom Lüthis Karriere vielleicht nicht. Sein Vater Hansueli, ein Bauer in Linden, einem Dorf im Emmental mit 1348 Einwohnern, bleibt zu Hause. Weil es nicht Wetter ist, um draussen zu arbeiten. Deshalb nimmt er das Telefon ab, als ein Anruf des Besitzers eines Rennteams aus Deutschland kommt. Er soll alles stehen und liegenlassen und unverzüglich zum Vertragsabschluss nach Freiburg im Breisgau kommen. So fährt Hansueli nach Freiburg im Breisgau.

Die Karriere seines Buben Tom ist am Punkt angelangt, an dem er sie mit seinem Heimatli nicht mehr finanzieren kann. Nun ermöglichte ein Investor deren Fortsetzung auf der nächsthöheren Stufe. Im Herbst 2002 entdeckt Daniel M. Epp, der ein Vermögen mit Autoersatzteilen (Elite) gemacht hat, Tom Lüthi bei einem Rennen um die Deutsche Meisterschaft.

Er wird Förderer, Manager und Freund des Bauernbuben. 2005 verkauft der Baselbieter seine Firma und kümmert sich nur noch ums Renngeschäft.

Und in einem Dorf mit 1423 Einwohnern am unteren Rand des Emmentals, hat der Garagist Ferdinand Aegerter einen grossen Parkplatz vor dem Haus, und dort kurvt sein Bub Dominique auf einem Töffli herum, bevor er richtig laufen kann. Heute gehören Lüthi und Aegerter zu den zwanzig besten Töff-Piloten der Welt.

Das Kalkül der Geldgeber

Tom Lüthi hat mit Daniel M. Epp den Förderer gefunden, ohne den es in diesem Business nicht geht. Und Epp hat listenreich einen Weg gefunden, die gut zwei Millionen aufzutreiben, die er braucht, um sein Team zu finanzieren: Die in Wien ansässige Sportwetten-Firma Interwetten ist seit Jahren Hauptsponsor. In der Schweiz ist Werbung für ausländische Sportwetten verboten. Die Sport-Toto-Gesellschaft verteidigt ihr Monopol mit Zähnen und Klauen. Aber Lüthi übt seinen Sport im Ausland aus.

Dominique Aegerters Karriere wird durch den Westschweizer Unternehmer Olivier Métraux alimentiert. Oliviers Vater Michel hat in den 1980er Jahren unter anderem die Karriere von Jacques Cornu finanziert und als einer der damals einflussreichsten Männer im Fahrerlager die heutigen Strukturen im GP-Zirkus mitgestaltet. Der Sohn führt das Erbe seines verstorbenen Vaters weiter, und der Militärpilot fliegt im eigenen Jet zu den Rennen. Aegerters Vater war als Garagist ein langjähriger Kunde der Firma Technomag, die zu Métraux' Imperium gehört, und als er nicht mehr in der Lage war, die Karriere seines hochtalentierten Buben weiterzufördern, kam Olivier Métraux ins Spiel, der ein Talent suchte.

Dass mit dem Bauernbub Tom Lüthi und dem Garagistensohn Dominique Aegerter zwei «Landeier» in einer der gefährlichsten und kapitalintensivsten Sportarten überhaupt den Weg in die Weltelite geschafft haben, ist kein Zufall. Aegerters Teamkollege Shoya Tomizawa verunglückte im Herbst 2010 auf der Piste tödlich. Wer sich in diesem Geschäft durchsetzen will, muss mental «unzerstörbar» sein. Der Rückhalt in einer starken, intakten Familie ist unerlässlich. Erst das Wissen, dass im schlimmsten Falle die Familie da sein wird, gibt Selbstvertrauen und Mut, um draussen in der weiten Welt Heldentaten zu vollbringen. Die Erziehung, wie sie im ländlichen Bernbiet noch üblich ist, hat den beiden Fahrern jene Bescheidenheit mitgegeben, die sie davor bewahrt, in einem Zirkus der Eitelkeiten und Versuchungen den Boden unter den Füssen zu verlieren.

Geldgeber investieren ihre Werbegelder nicht nur aus kühler Berechnung und wegen der guten TV-Präsenz (SRF überträgt jedes Rennen live). Der Einstieg ins GP-Business ist

immer auch ein emotionaler Entscheid, und es ist wichtig, dass die Fahrer wissen, dass es sich gehört, danke zu sagen. Die Fähigkeit, eine tragfähige Beziehung zu den Investoren aufzubauen, gehört zur Karriere. Und es braucht eine ganz besondere Mischung aus Anstand, Ehrgeiz und Bauernschläue, um als Fahrer ein Rennteam zusammenzuhalten: Erfolgreiche Piloten schaffen es, die Mechaniker und Helfer um sich zu scharen und auf ein Ziel einzuschwören. Nur so funktioniert ein Sport, in dem es auch darum geht, dass eine Gruppe Männer beim Herrichten von teuflisch schnellen, komplizierten und hochempfindlichen Maschinen – zu miserablen Löhnen – konzentriert und fehlerlos arbeitet.

Daniel M. Epp und Olivier Métraux investieren in ihre Rennteams im Jahr gut und gerne zwei Millionen Franken. Sie finanzieren für Lüthi und Aegerter Maschinen, Material und technisches Personal. Epp, inzwischen in Liechtenstein ansässig, kann nebst seinem Hauptsponsor auch mal was aus der eigenen

Wer sich in diesem Geschäft durchsetzen will, muss mental «unzerstörbar» sein.

Kasse beisteuern. Olivier Métraux wirbt für seine eigenen Firmen (Carxbert, Technomag). Den grössten Teil ihres Salärs verdienen Lüthi und Aegerter durch persönliche Sponsoren, denen sie auf Töff, Kombi und Helm Werbeflächen verkaufen. Diese Geldgeber sind durchwegs kleine und mittlere Unternehmen (KMU) aus der ganzen Schweiz. So kommen Lüthi und Aegerter im Jahr auf ein Einkommen zwischen 300 000 und 500 000 Franken brutto.

Bekehrter Prophet des Unterganges

Mit etwas weniger muss Randy Krummenacher, 23, der dritte Schweizer, auskommen. Der Zürcher ist froh, dass seine Geldgeber ihm den zweiten Platz neben Aegerter im Team Métraux mit rund einer halben Million im Jahr alimentieren. Während sich Daniel M. Epp auch um die Verträge seines Fahrers Tom Lüthi kümmert, wird Dominique Aegerter vom Zürcher Rechtsanwalt und ehemaligen Judo-Nationaltrainer Dr. Robert Siegrist betreut.

Diese buntscheckige Töff-Gemeinschaft aus Baselbietern, Zürchern, Bernern, Welschen und Emmentalern, aus Landwirten, Garagisten, Unternehmern und Anwälten hat die Töff-WM zurückerobert – eine Welt, in der sich nur die Cleversten, Robustesten, Zähesten und Besten durchzusetzen vermögen. Lüthi und Aegerter werden im November die Moto-2-WM 2013 erneut in den Top Ten beenden. Und Jean-Claude Schertenleib, der Prophet des Unterganges von 2002, ist noch immer dabei. Inzwischen wieder als Herold, um von den Heldentaten der Schweizer zu künden. ○

Bürger Prinz George

Der jüngste britische Thronfolger hat nur noch wenig blaues Blut. Die Legitimität, automatisch König zu werden, ist gering. Ebenso gut könnte das Staatsoberhaupt nach dem Zufallsprinzip bestimmt werden. Im antiken Athen und im mittelalterlichen Genua hat dies hervorragend funktioniert. *Von Bruno S. Frey*



Monarchie in Frage gestellt: Prinz George Alexander Louis, der Sohn von Kate und William.

Die Geburt des kleinen Prinzen George Alexander Louis, des britischen Thronfolgers, war ein riesiges Medienereignis. Man kann sogar von einer Medienhype sprechen. Schon vor der Geburt wurde jede Kleinigkeit sorgfältig und ausführlich kommentiert, etwas später dann auch das Geburtsgewicht (es betrug 3798 Gramm). Gegen die Begeisterung, gerade in Republiken, für die Royals und deren Nachwuchs ist nichts einzuwenden.

Kaum oder gar nicht diskutiert wird hingegen, dass der kleine Prinz kaum adelig ist. Drei seiner vier Grosseltern sind nicht von königlichem Geblüt, sondern stammen vorwiegend aus dem Bürgertum. Die zwei Eltern von Prinzessin Kate sind Bürgerliche mit Namen Middleton. Die Mutter von Prinz William, die berühmte Lady Diana, stammt aus dem niederen Adel. Als einziger Grossvater kann Prinz Charles auf eine einigermaßen intakte Abstammung aus dem hohen Adel verweisen. Der als Thronfolger hinter Charles und dessen Sohn William vorgesehene George ist somit etwa zu 25 Prozent adelig und etwa zu 75 Prozent bürgerlich. Er unterscheidet sich nur wenig von einem durchschnittlichen Briten oder sogar Schweizer. Umgekehrt könnten sogar einige Bürgerliche argumentieren, dass sie (etwas) blaues Blut in ihren Adern haben. Viele Adelige hatten und haben ihre Gene durchaus

ausserhalb ihrer Familie gestreut. In der Schweiz gilt dies ganz besonders im Thurgau, wo der spätere Kaiser Napoleon III. eine erhebliche Zahl von hübschen Thurgauerinnen geschwängert haben soll. Allerdings haben die Bonaparte erst nach ihrem Aufstieg in den Hochadel eingehiratet; vorher waren sie von niedriger Nobilität.

Gegen die Vorliebe in heute herrschenden Königsfamilien, besonders schöne Mädchen oder attraktive bürgerliche Männer zu heiraten, ist wiederum nichts einzuwenden. Der unzureichende Adel mancher Thronfolger sollte uns nicht stören – ausser dass nicht einzusehen ist, warum eine solche Person automatisch Staatsoberhaupt werden soll. Was legitimiert den kaum adeligen Prinzen George dazu, in der Zukunft einmal britischer Souverän zu werden? Warum kommt nicht jeder Mann und jede Frau dafür in Frage?

Wenn Adel keine Rolle spielt, dann kann ebenso gut eine Zufallsauswahl aus der gesamten Bevölkerung oder zumindest aus einer grösseren Grundgesamtheit gezogen werden. Die entsprechenden Bürgerinnen und jeder Bürger haben dann die gleiche Chance, Staatsoberhaupt zu werden. Auf den ersten Blick scheint diese Idee verrückt zu sein. Sie ist es aber nicht.

Im klassischen Athen von 500 bis etwa 300 v. Chr. wurden beinahe alle Ämter gemäss dem

Zufallsprinzip verteilt. In dieser Zeit hat die Stadt politisch und kulturell ihren Höhepunkt erreicht; das heisst, es hat offensichtlich nicht geschadet, unter den Bürgern (Frauen und Sklaven waren davon allerdings ausgeschlossen) Ämter zufällig zuzuordnen. Das antike Athen hat vielmehr in mancherlei Hinsicht das Abendland massgeblich geprägt. Der vielleicht grösste Philosoph aller Zeiten, Aristoteles, hat eine auf Wahlen beruhende Demokratie abgelehnt, weil er der Meinung war, dass dann die etablierten Familien zu viel Einfluss ausüben können. Vielmehr sah er eine auf Zufall bauende Demokratie als ideal an.

Kurzfristig populär

Auch die wirtschaftlich, politisch und kulturell höchst erfolgreichen italienischen Stadtstaaten des Mittelalters wie Genua und Venedig haben sich aus dem gleichen Grund teilweise des Prinzips der Zufallsauswahl ihrer Herrscher bedient. Der venezianische Doge etwa wurde mit Hilfe einer ausgefeilten Kombination von Zufall und Abstimmung gekürt.

Eine auf Zufall beruhende Wahl in politische Ämter hat einen beträchtlichen Vorteil. Neben dem Abbau von übermässigem Einfluss kommen dank diesem Prinzip Personen an die Macht, die von jenen des gesellschaftlichen Establishments sich unterscheidende Meinungen vertreten und die ohne Zufallswahl nie in diese Position hätten aufsteigen können. Dadurch wird eine Verkrustung bisheriger Vorstellungen vermieden.

Der mangelnde Adel der Thronfolger und Thronfolgerinnen ist durchaus ein allgemeines Problem gegenwärtiger Monarchien. Es gilt nicht nur für das britische Königreich, sondern auch für Schweden, Spanien, Monaco und andere Monarchien. Es mag zwar für ein Königshaus kurzfristig sehr populär sein, bürgerlich zu heiraten. Die Medien sind ihnen dafür höchst dankbar, und die entsprechenden Nachrichten unterhalten und erfreuen. Auf die Länge wird jedoch damit die Legitimität von Königskindern untergraben, automatisch Staatsoberhaupt zu werden. Damit wird die Monarchie als Staatsform fundamental in Frage gestellt.

Die Schweiz hat sicherlich viele Probleme – aber dieses für einmal nicht.

Bruno S. Frey ist Ökonom und derzeit Professor für Verhaltenswissenschaft an der University of Warwick (GB) sowie Forschungsdirektor des Center for Research in Economics, Management and the Arts (CREMA) in Zürich.

Das Spiel mit dem Pass

Fünf Nationen werben um das achtzehnjährige Fussballtalent Adnan Januzaj. Längst hat der Druck der Secondos die bürokratischen Schotten aufgebrochen.

Peter Hartmann

Adnan Januzaj von Manchester United ist achtzehn und hat noch kein einziges Spiel in der Premier League von Anfang an bestritten. Der schlaksige Junge schoss auf Anhieb zwei Tore, wenn auch nur gegen den Tabellenletzten, Sunderland. Danach war der Teufel los, nicht weniger als fünf, eigentlich sechs Nationen wollen Januzaj. Auf dem Papier ist er belgischer Staatsbürger, geboren in Brüssel am 5. Februar 1995. Belgien ist, neun Monate vor Anpfiff der Weltmeisterschaft in Brasilien, ein Geheimtipp unter den Nationalmannschaften und Januzajs Biotop. Zehn Jahre, seine Kindheit, hat er im Internat von Anderlecht verbracht.

Adnans albanische Eltern wanderten aus dem Kosovo nach Belgien aus, die Grosseltern stammen aus Serbien und der Türkei, also könnte er sich auch für Albanien, Serbien oder die Türkei entscheiden. Sofort hat sich auch Englands Coach Roy Hodgson gemeldet, aber die Spielberechtigung für die «Three Lions» müsste Januzaj mit einer Wartefrist von fünf Jahren absitzen. Möglicherweise ruft das Kosovo nach einer formellen Staatsgründung seine Söhne unter die Fussballfahne, da wären dann die Vaterlandsgefühle etwa der Schweizer Shaqiri und Behrami einer ZerreiSSprobe ausgesetzt. In England hat der junge Nationalspieler Jack Wilshere von Arsenal politisch unkorrekt gegen Januzaj und «naturalisierte» Nationalspieler polemisiert, mit ausdrücklicher Zustimmung seines Trainers Arsène Wenger, eines elsässischen Franzosen. Vielen traditionsbewussten Engländern graut schon vor ihrem Cricket-Team, das mit farbigen Spielern aus den ehemaligen Kolonien gespickt ist. Andererseits hat der Langstreckenläufer Mo Farah, ein Einwanderer aus Somalia, die Nation mit Goldmedaillen an den Olympischen Spielen in London begeistert.

Luis Aragonés, Trainer der spanischen Europameister-Mannschaft von 2008, sagt etwas kryptisch: «Das Vaterland eines Spielers ist das Trikot, das er trägt.» Für Spanien spielte schon Alfredo Di Stéfano, der vielleicht beste Fussballer aller Zeiten, der auch für sein Heimatland Argentinien und für Kolumbien die Schuhe schnürte. Oder Ferenc Puskas, der Ungarn-Flüchtling. Superstar Messi hat längst einen spanischen Pass, entschied sich aber für sein Heimatland Argentinien. Eher grotesk erscheint, dass sich Spanien als aktueller Weltmeister und Brasilien als Gastgeber des nächsten WM-Turniers um den fast unbekanntesten Stürmer Diego Costa, 25, streiten, der zuletzt für Atletico zehn Tore in acht Spielen erzielte.

Einen *bad boy*, der bislang zwei Freundschaftsspiele im brasilianischen Dress absolvierte, aber bereits einen spanischen Pass besitzt. Ausgerechnet Brasilien, in dessen Aussenhandelsbilanz die Transfersummen von Fussballern mehr zu Buche schlagen als die Ausfuhr von Bananen. Noch vor sechs Jahren warnte Fifa-Präsident Sepp Blatter, Auswanderermassen aus Brasilien könnten den Nationen-Wettbewerb verwässern. Tatsächlich fehlt Brasiliens Nationalcoach Scolari ein Goalgetter neben dem Federgewicht Neymar.

Khedira-Özil-Gomez-Gündogan

Längst hat der Druck der Secondos die bürokratischen Schotten aufgebrochen. Deutschland läuft mit Khedira-Özil-Gomez-Gündogan-Podolski-Klose-Boateng auf. Italien ist abhängig von den Launen des Stürmerstars Mario Balotelli, der als Ghanaer zur Welt kam. Die Schweizer Nati gilt als geglücktes Integrationsprojekt mit Benaglio (italienischer Pass), Senderos (serbisch-spanische Wurzeln), Rodríguez (spanisch-chilenische Eltern), Djourou (Herkunftsland Elfenbeinküste), Gelson Fernandes (mit fünf von den Kapverden gekommen), Inler (türkische Eltern), Derdiyok (Kurde mit türkischem Pass), Behrami (aus dem Kosovo geflüchtet), Dzemaili und Mehmedi (Mazedonier), Xhaka und Shaqiri (Kosovo-Albaner), Seferovic (Bosnier), Drmic (Kroate). Sie alle gelten als besonders gefällige

Schweizer, weil sie die Schweiz wählten, während Rakitic und Petric, die sich für Kroatien entschieden, aus den Medien verschwanden.

Als Musterbeispiel feierte Frankreich nach dem Gewinn der Weltmeisterschaft 1998 im eigenen Land die neue «Trikolore» *black-blanc-beur* (*beur* für braun auf Arabisch), die Equipe mit Helden aus den ehemaligen Kolonien und den neuen Slums wie Zidane, Thuram, Vieira, Desailly, Henry. Doch nicht die Gesellschaft hat sich verändert, sondern die Mannschaft. Im Endspiel gegen Italien in Berlin vergass sich Zidane nach einer Provokation und holte den Gegenspieler Materazzi mit einem Kopfstoss von den Beinen, und Italien gewann den Nervenkrieg des Penaltyschiessens. Die «Equipe tricolore» an der WM 2010 in Südafrika gab sich als Ansammlung widerborstiger, überheblicher Stars, die gegen den Trainer Raymond Domenech meuterten und das ganze Land gegen sich aufbrachten.

Immer wieder brennt es in der Banlieue der französischen Grossstädte. Das französische Modell beruht in Wahrheit auf hervorragender Arbeit in den Jugendinternaten und der rigiden Talentauswahl. Und auf den Aufstiegschancen in diesem Spiel ohne Grenzen. Das beste Beispiel ist Michel Platini, der Star der achtziger Jahre und heutige Uefa-Präsident. Sein Grossvater wanderte als mittelloser Maurer aus dem Piemont nach Frankreich aus. ○



ZerreiSSprobe für Vaterlandsgefühle: Manchester-United-Star Januzaj (Mitte).





Glücklichste aller Welten: «Lesendes Mädchen» von Alex Seele.

Stil & Kultur

Blauer Augenblick

Von *Dantele Muscionico*

Ihre blauen Augen leuchten mit dem Himmel um die Wette. Strahlend ist der Tag, hell der Moment, schön die Zukunft. Dieses Mädchen lebt in der glücklichsten aller Welten, die das Leben für es vorgesehen hat – in der Kindheit. So will uns der Maler glauben machen. Und wir glauben ihm nicht.

Nichts stimmt mit diesem Kind, kein einziges Detail. Die Ärmchen schlank statt

pummelig, die Handgelenke die einer jungen Dame, dem Gesicht fehlen die pausigen Bäckchen, die Nase stammt von einer juvenilen Kleopatra, die Augen haben den Ernst, als hätten sie schon den bitteren Stoff des Lebens getrunken. Als der deutsche Maler Alex Seele (1849–1922) dieses «Lesende Mädchen» porträtierte, malte er eine Vision seiner Zeit.

«Die Idee der Kindheit ist eine der grossen Erfindungen der Renaissance, vielleicht ihre menschlichste.» Das schrieb Neil Postman, der amerikanische Medienwissenschaftler, der sich über die nämliche Erfindung seine Gedanken gemacht hatte. «Erfindung Kindheit»? Kinder galten bis zur Industrialisierung als kleine Erwachsene, mit ihren Pflichten, mit ihren Rech-

ten allerdings nicht. Erst in der Romantik – und Maler wie Seele gaben davon Zeugnis – begann sich das Konzept Kind durchzusetzen, die Idee eines pädagogisch greifbaren jungen Menschen, der in Schulen fürs Leben erzogen werden sollte, der innerhalb des neuen, prosperierenden Konzepts Familie einen besonderen Platz einnahm. Debatten über Fremdbetreuung, heute ein heisses Eisen, sind historisch betrachtet kalter Kaffee. Wer etwas auf sich hielt, hielt sich seit je eine Amme. Kinder verdarben nicht nur die Figur, die Frisur, was die begüterte Frau betraf; die Beziehung der Väter zu ihren Kindern ... ein ungeschriebenes Buch. Gibt es das Bild des «Rabenvaters»? Das Leben von Heinrich Pestalozzi zeigt, dass die Gründung

von Schulen oder Waisenhäusern durch Männer seit je verbreiteter ist als die Lust, Väterpflichten zu übernehmen. Ohne Anna Schulthess, Pestalozzis Ehefrau, die nicht nur dessen Kinder aufzog, sondern auch die Heime führte – und Pestalozzi finanzierte –, wäre unser «Väter der Waisenkinder» heute ein Vergessener. Erfindung Kindheit? Sie fügt sich ein in die Reihe von Märgen, die wir uns so gerne erzählen, wenn es um unser Zusammenleben geht. Oder um gleiche Rechte in einer Gesellschaft, hier und heute.

Kindheit. Eine Erfindung des 19. Jahrhunderts.
Kulturhaus LA 8, Baden-Baden, bis 9. März 2014.
Im Verlag Römerhof neu erschienen:
Dagmar Schifferli: Anna Pestalozzi-Schulthess.

«Wie die Knospe einer Blume»

Bevor sie mit unserem Kollegen abendessen geht, spricht die grosse Schauspielerin Hanna Schygulla über ihre schwere Geburt, die Kunst, ihre Männer und das Glück. *Von Sven Michaelsen*

Frau Schygulla, der Philosoph Peter Sloterdijk sagt: «Ich gehöre zu den armen Menschen, bei denen die Geburtserinnerung nicht aus dem körperlichen Gedächtnis gelöscht ist; ich weiss, dass es eine bestimmte Form von Geburtsstress gibt, der sich zeitlebens reproduziert.» Geht es Ihnen ähnlich?

Ja. An meinem Anfang stand nichts als Schmerz. Als ich schon im Kommen war, wurde meine Geburt durch eine Spritze um einen Tag verzögert, weil der Arzt den Heiligen Abend lieber zu Hause verbringen wollte. Später erfuhr ich, dass er ein Assistent von Josef Mengele in Auschwitz war. Meine Mutter sagte, meine künstlich verschleppte Geburt sei trotz Krieg und Flucht das furchtbarste Erlebnis ihres Lebens gewesen. Und dann hatte sie auch gleich eine Infektion in der Brust und ich eine im Darm. Mein wahnsinniges Schreien brachte sie fast um den Verstand.

Wie, meinen Sie, hat Sie Ihr Geburtstrauma geprägt?

Ich hatte früher oft das Gefühl, gelähmt zu sein oder zu ersticken. Aus Horror vor dem Steckenbleiben habe ich in Räumen immer darauf geachtet, am Ausgang zu sitzen. Ich kam nicht richtig aus mir raus und musste mir jedes Mal einen Stoss geben, um zu sprechen. Andere fanden es geheimnisvoll und anziehend, dass ich so wenig gesagt habe, aber mich quälte das Gefühl, durch einen unsichtbaren Schleier von der Welt getrennt zu sein. Ich fühlte mich wie die Knospe einer Blume, die nicht aufgehen kann, weil der Blumenhändler sie fürs Schaufenster mit Konservierungsspray haltbar gemacht hat.

Im Winter 1948, fast fünf Jahre nach Ihrer Geburt, klopfte ein Mann an die Tür, der gerade aus der Kriegsgefangenschaft entlassen worden war – Ihr Vater.

Ich hatte keine Erinnerungen an ihn. Als meine Mutter mich ihm mit den Worten: «Schau mal, dein Hannchen», entgegenhielt, kriegte er die Arme nicht hoch. Die nächsten Jahrzehnte war er für mich ein Fremder, eine tote Seele mit zerstörter Fähigkeit zum Glück, die mich Abstand halten liess. Dass er in sich eingeschlossen blieb, lag an seinen Kriegserlebnissen. Er sollte 1944 die Landung der Alliierten in Italien verhindern und geriet in die Hölle von Anzio und Nettuno. Seine Kameraden waren fast noch Kinder, er sah sie durch

Granaten reihenweise in die Luft fliegen. Das eigene Leben wurde ihm so egal, dass er sich für Himmelfahrtskommandos meldete. Als er meiner Mutter davon erzählte, führte das bei ihr zu einer furchtbaren Desillusionierung. Ich höre sie noch schluchzend fragen: «Und wir? Hast du denn gar nicht an uns gedacht? Bedeuten wir dir nichts?» Jahrzehntelang wiederholte er immer wieder den Satz: «Das Leben ist gar nichts wert!»

Ihr Vater hatte acht Geschwister, Ihre Mutter zehn. Warum blieben Sie ein Einzelkind?

Zwischen meinen Eltern herrschte kalter Krieg. Eine grosse Rolle spielte Hitler. Meine Mutter war von Anfang an gegen ihn. Mein Vater ist seine Hitler-Verehrung nie losgeworden. Dafür verachtete ihn meine Mutter. Als ich sechs war, versuchte sie, vom vierten Stock in die Tiefe zu springen. Dass sie trotz ihrer Verzweiflungsschreie zusammenblieben, war eine Sache der Konvention. Ihr wichtigster Ratschlag für mein Leben war: «Mach dich nie von einem Mann abhängig. Du siehst ja, was mit mir ist.» Daran habe ich mich immer gehalten.

«Ich wollte ein Elflein sein, etwas Zartes, denn so fühlte ich mich: zart, wie ein Blättchen im Wind.»

Obwohl Sie mit dreizehn einen Schönheitswettbewerb gewannen, fühlten Sie sich hässlich. Warum?

Ich war noch ein Kind, als dieses Gefühl plötzlich da war. Ich fand alle schöner als mich. Die Robustheit meines Körpers passte nicht dazu, wie ich mich fühlte. Ich wollte ein Elflein sein, etwas Zartes, denn so fühlte ich mich: zart, wie ein Blättchen im Wind. Ich habe am Spiegel geklebt, um nachzusehen, ob ich nicht doch noch schön geworden war.

Sie wurden früh von berühmten Beauty-Fotografen wie Sante D’Orazio und Peter Lindbergh abgelichtet und waren auf den Titelseiten von Vogue, Time und Vanity Fair. Trotzdem glaubten Sie, hässlich zu sein?

Ich begann mich manchmal schön zu finden, aber es war immer etwas, was nicht selbstverständlich war und ein Thema blieb. Ich wusste immer, dass Glamour zum Teil eine Lüge ist, und das macht tief im Inneren unsicher. Als Marilyn Monroe starb, war ich siebzehn. Ich habe immer geschaut, was um diese Frau ist. Die hat mich fasziniert. Man kriegte mit, dass sie von Tabletten und Alko-

hol abhängig war und in der letzten Phase von einer Nervenklinik zur anderen ging. Sie war eine in Glamour verpackte Katastrophe. Schönheit kann auch ein Fluch sein. Der Satz: Je schöner die Frau, desto unglücklicher ist sie, stimmt meistens. Die Überschönen werden eher auf einen Sockel gestellt und angebetet als geliebt. Im alten Japan haben die Handwerksmeister ein Reiskorn in ihre Vasen eingearbeitet. Indem die Vase nicht ganz perfekt war, wurde sie einmalig. Seit ich nicht mehr konkurrieren muss, kann ich mich auch so sehen. Das löst und tut gut.

Vor sieben Jahren sagten Sie: «Ich bin nicht mehr filmogen.» Was liess Sie das sagen?

Ich habe es gesehen, wenn Fotos gemacht wurden – beim Film wollte man mich ja schon nicht mehr. Die Augen werden kleiner, der Mund wird schmaler, die Haare werden weniger. Ich wog zehn Kilogramm mehr. Es war eine Schwere in mich hineingekommen. Ich habe der auch nachgegeben und nicht versucht, mir das irgendwie runterzuhungern. Ich esse gerne und geniesse gerne. Wenn die Liebesfähigkeit zunimmt, ist alles andere unwichtig, finde ich. Sie ist es, die die Ausstrahlung ausmacht. Ich will Richtung innere Gesundheit, hin zum Meer. Ich beobachte mein Unbewusstes. Wann kriege ich einen Schluckauf? Wann verspreche ich mich? Was machen meine Hände, während ich diesen Satz sage? Das sagt so viel. Da bin ich in Kontakt mit dem Herzen meiner Wünsche und Abneigungen.

Mit Anfang zwanzig haben Sie drei Jahre lang mit einem italienischen Maler unter einem Dach gelebt, der sich Luis del Pizzonannte. Wenn Sie im Restaurant einen zweiten Gang bestellen wollten, rastete der Mann aus und warf Ihnen Völlerei vor, eine Todsünde, wie er meinte.

Antiautoritäre Menschen wie ich haben gleichzeitig eine Faszination für Autorität. Luis war zwölf Jahre älter als ich und sah noch älter aus. Weil er Autorität und Stärke ausstrahlte, sind ihm viele auf den Leim gegangen, ich auch. Er wollte ein Leuchtturm sein und war in Wahrheit ein Schiff in Not. Er kämpfte dagegen an, dass ich beim Film war, und wollte aus mir eine Intellektuelle machen. Dabei litt er furchtbar darunter, dass der Intellekt für ihn das oberste Kriterium war. Da wird ja keiner wirklich froh, wenn das die letzte Instanz ist. Die Erfahrungen mit ihm haben mich bestärkt, keine eheähnlichen Verhältnisse mehr einzugehen. >>>



«Ich bin keine gewesen, die endlos Katz und Maus spielt»: Schauspielerin Schygulla, fotografiert 1984 von Sante D’Orazio für die *Vogue*.

1973 fragte sich ein Reporter, was Sie sagen würden, wenn ein Mann Sie fragte: «Was ist, gehen wir bumsen?» Er schrieb: «Die Frage muss ihr gar nicht gestellt werden, denn die Würde sie selber stellen.» Richtig?

Den Ausdruck «bumsen» hätte ich nie gebraucht, auch vögeln nicht. Man versteht sich auch ohne diese ernüchternd motorischen Vokabeln. Mein Satz ging eher so: «Sollen wir, oder sollen wir nicht?» Ich bin keine gewesen, die endlos Katz und Maus spielt. Wenn ich in Brand war, dann habe ich das auch gezeigt. Ich habe mich selber dazu erzogen, dass mir die Wahrheit sofort rauskommt, wenn es geht, auf eine kesse Art. Unsichere Männer hat so viel offensive Bereitschaft verschreckt.

Als Sie 1985 «Delta Force» in Israel drehen, steckten Sie in Jerusalem einen Zettel in die Klagemauer. Ihr Wunsch: ein Kind.

Für mich wäre damals jedes Kind ein Wunschkind gewesen, aber das wirkliche Wunschkind wäre von Jean-Claude Carrière gewesen.

Carrière schrieb Drehbücher für Luis Buñuel, Milos Forman, Louis Malle und Jean-Luc Godard und zählt zu den Granden der französischen Kultur. Wie haben Sie ihn kennengelernt?

Wir trafen uns 1981 in Paris, weil er das Drehbuch für «Die Fälschung» schrieb, wo ich mitspielte. Es war Liebe auf den ersten Blick, und es folgten dreizehn Jahre Eros. Er war der Mann meines Lebens und der Grund, dass ich nach Paris zog. Seine überbordende Kreativität nahm einem den Atem, und er sagte so schlicht-schöne Sätze zu mir wie: «Ich schaue dir gern beim Leben zu.»

Carrière war verheiratet und Vater einer Tochter.

Deshalb suchten wir uns ein Liebesnest oben auf dem Montmartre. Ich hatte meine Wohnung, er sein Haus und seine Frau. Die beiden kannten sich seit frühester Kindheit, und nach ihm zu schliessen, war die Ehe ein brüderlich-schwesterliches Verhältnis. Und ich dachte, das mit uns könnte ein Leben lang halten, und wünschte mir ein Kind von ihm. Aber er wollte nicht.

Warum nicht?

Er ist ein toller Schriftsteller und macht dauernd Kinder – geistige. Er sagte: «Ich bin ein armer Mann. Wenn du ein Kind von mir kriegst, bist du mir halb verloren. Wenn du keins kriegst, bist du mir auch halb verloren.» Wenn ich Kindern zuschaute, spürte er, dass ich von ihnen stärker fasziniert war als von Erwachsenen. Er war immer überzeugt, dass ich diejenige bin, die geht. Es kam dann umgekehrt.

Carrière verliess Sie wegen einer Jüngerin und wurde mit 72 noch mal Vater.

Als er mir die Wahrheit einträufelte, sassen



«Ich habe ja immer diskret gelebt»: 2010.

wir in dem Lokal, das Sie sehen, wenn Sie bei mir aus dem Fenster schauen. Das Treffen hat nicht mehr als drei Minuten gedauert. Ich wusste, entweder folgt ein bitterer Geschmack für immer, oder ich hole die letzte Süsse aus mir heraus. Das Zweite hat dann die Oberhand gehabt. Es hat mich glücklich gemacht, dass ich zu dieser Geste fähig war. Deshalb erzähle ich jetzt in meinem Buch davon.* Ich habe ja immer diskret gelebt.

Als Zeichen Ihrer Trauer schickten Sie Carrière immer wieder kommentarlos die gleiche Postkarte: ein Auge, aus dem Wasser quillt. Als letzte Karte bekam er das Auge mit der Kunstträne von Man Ray.

Die Neue hat auf einem Kind beharrt, während ich nicht darauf beharrt hatte. Später fragte er manchmal, warum ich denn nicht hartnäckiger gewesen sei oder gegen seinen Willen ein Kind bekommen hätte. Aber das bin ich nicht. Ich hatte auch Angst. Was, wenn irgendwas mit dem Kind ist?

Sie haben Carrières neuer Freundin angeboten, «Patenmutter» zu werden.

Es wäre wunderbar für mich gewesen, ein Kind aufwachsen zu sehen. Ich bin viel hingegangen zu der Kleinen. Ihre Mutter gab sich Mühe, freundlich zu sein, aber es blieb Getue.

Haben Sie Heiratsanträge bekommen?

Nein. Die Männer haben gespürt, dass ich es schöner fand, sich gegenseitig zu besuchen, als unter einem Dach zu leben. Die Männer, die mich gehabt haben, haben mich nie ganz gehabt, und ich wollte sie auch nicht ganz haben. Ich bin gern allein und brauche es, dass man sich immer wieder fremd wird. Zusammensein ist für mich die Unterbrechung im Alleinsein.

Sie leben seit zwanzig Jahren mit der kubanischen Schauspielerin und Regisseurin Alicia Bustamante unter einem Dach. Was macht es einfacher, mit einer Frau zusammenzuleben?

Alicia ist ein Kind des Glücks, das den ständigen Rollenwechsel so liebt wie ich und mit ihrem Kommunikationsgenie Steine zum Vibrieren bringen könnte. Sie hat nie aufgehört, Kind zu sein, und kann Menschen mit wenigen Tönen oder Gesten so gut nachahmen, dass unser Alltag zur Bühne wird. Ihre unwiderstehliche Clown-Power ersetzt mir das späte Kind, das ich nie gehabt habe. Sie ist für mich Schwester, Lehrerin und Grossmutter. Ein Satz, den ich oft von ihr höre, lautet: «Du musst dich endlich selber so lieben wie ich dich – und du mich!»

Haben Sie überlegt, ein Kind zu adoptieren?

Ja. Ich hatte mir bereits den Anwalt von Mia Farrow genommen, der bei ihr ja sehr erfolgreich war, und bin in eine grössere Wohnung gezogen. Aber dann kam alles anders. Meine Mutter stürzte nach mehreren Schlaganfällen in die Hilflosigkeit des Alters und wurde die nächsten acht Jahre in gewisser Weise zu meinem Kind. Am Ende ging es in Richtung Rollstuhl und Sprachlosigkeit und Verlöschen. Mein Vater kam dann auch nicht mehr allein zurecht. Er starb mit 96. Bei beiden erlebte ich, wie ähnlich Anfang und Ende des Lebens sind. Als ich meiner Mutter die Hosen hochzog, kam plötzlich der Satz aus ihrem Mund: «Bist du mir auch nicht böse, dass ich jetzt dein Kindchen bin?»

In den achtzehn Jahren zwischen 1987 und 2005 ruhte Ihre Filmkarriere, weil Sie Ihre Eltern pflegten. Haderten Sie?

Ich wusste, dass ich die letzten Glamour-Jahre vor mir hatte, aber es gab keine Sekunde des Abwägens, ich musste mich um sie kümmern. Ich habe dann mit einem ungeheuren Aufwand an Energie fast zwanzig Jahre lang ein Doppelleben geführt zwischen der grossen Welt von Paris und der kleinen Welt von Zorneding bei München.

Die Zeitungen sind voll von Stars, die sich nicht um ihre Eltern kümmern. Wie leicht fiel Ihnen der Wechsel vom Filmstarleben zur Altenpflege?

Ich hatte von früh auf das unbewusste Bedürfnis, gutzumachen, was das Leben den beiden an Glück schuldig blieb. Wir haben Familienglück auf die verrückteste Weise nachgeholt. So geherzt wurde meine Mutter nie wie von mir. Und ich durfte Kind sein. Mein Vater genoss es, das erste Mal Arm in Arm mit mir zu gehen, und erlebte die vielleicht glücklichste Zeit seines Lebens. Er wurde zum Schluss richtig sonnig, und sein Herz strahlte. Es gelangen ihm endlich die Gesten, die bei unserem Kennenlernen misslangen. Ich habe es auch genossen, zu dienen, statt bewundert zu werden. Wegzu-

kommen vom Egozentrischen, hat mir gutgetan. Aber ehrlicherweise muss ich sagen, dass ich nicht wusste, dass das fast zwanzig Jahre geht.

Was war die interessanteste Rolle, die Sie wegen Ihrer Eltern abgelehnt haben?

David Lynch wollte mich für «Blue Velvet». Die Rolle hat dann Isabella Rossellini bekommen.

Zwischen 1969 und 1981 spielten Sie in zwanzig Filmen von Rainer Werner Fassbinder mit. Nervt es Sie, dass Ihnen heute noch jeder mit diesem Thema kommt?

Nein. Rainer war schicksalhaft für mich, denn die Schauspielerin Hanna Schygulla hätte es ohne ihn und die verdeckte Liebe zwischen uns nicht gegeben. Wir spürten beide, dass wir füreinander bestimmt waren, ohne dass wir allzu viel gemein hatten. Ich lebe schon doppelt so lange wie er und trage einen kleinen Teil seines Vermächtnisses weiter. Das ist doch etwas Schönes, dass er durch mich weiterlebt.

Sie hatten innerhalb des Fassbinder-Clans einen Sonderstatus, der, wie Fassbinder sagte, «die Gruppe bis an den Rand ihrer Existenz gefährdete». Warum behandelte der cholerische Despot Fassbinder Sie wie ein rohes Ei?

Er wusste, wenn er mich schlecht behandelt, dreh ich mich um und geh. Ich bin keine, die Verletzungen geniesst. Das heisst aber nicht, dass ich mich ihm nicht unterworfen habe. Ich liebe die Überwältigung, wenn ich spüre, dass etwas grösser ist als ich. Es war ein hochkompliziertes Wechselspiel zwischen uns. Sein unausgesprochenes Versprechen lautete: Zeig mir, was du alles mit dir machen lässt, und ich zeige dir, wer du bist. Nach Drehschluss ging ich dann auf Abstand. Ich wollte auch nie in die Kommune-Villa in Feldkirchen bei München ziehen. Lieber bin ich dort ein- und ausgeflogen wie ein Vogel aus einem Käfig mit offener Tür. Das Tragische an ihm war, dass er einerseits sagte, die Freiheit fängt da an, wo die Unterdrückung aufhört, andererseits musste er selber unterdrücken. Hörigkeit war für ihn ein Liebesbeweis. Wie kann man mit den eigenen Filmen dafür kämpfen, dass der Mensch nicht mehr getreten wird und dabei selber treten? Aber wahrscheinlich sind alle Genies mehr oder weniger unerträglich.

1981, ein Jahr vor seinem Tod mit 37, sagte Fassbinder, dass er und Sie «in all den Jahren keinen, wirklich nicht einen einzigen privaten Satz gewechselt haben».

Ich war ihm gegenüber scheu und er mir gegenüber. Wir brauchten zwischen uns eine geheimnisvolle Spannung, und die bedurfte keiner Worte. Aber da wäre auch Substanz für anderes gewesen. Ende der siebziger Jahre kam der Wunsch in mir

hoch, ein Kind mit ihm zu haben. Ich habe ihm das aber nie gesagt. Als ich schliesslich bereit war, war er wegen der Drogen schon jenseits von allem.

Waren Sie jemals im «Führerbunker», wie Fassbinders mit Spiegeln ausgestaffierter Schlafräum in der Münchner Clemensstrasse genannt wurde?

Nein.

Fassbinder schnupfte am Ende sieben Gramm Kokain am Tag.

In den ersten Jahren hat er nie an Drogen rangehen wollen. Wir mussten heimlich kiffen. Wenn er kam, hiess es: «Mach den Joint aus, der Rainer kommt!» Am Ende war er ein ausgepumpter Koloss. Kokain macht ja so fickrig. Ich habe es einmal genommen. Ich mochte das überhaupt nicht. Es hat mich in eine Art Dauereile gebracht, furchtbar. Ich liebe eher Dinge, die mich halluzinieren lassen. Deshalb setze ich manchmal keine Brille auf. Etwas undeutlich zu sehen, heisst, etwas anderes zu sehen.

Verfolgt Sie Fassbinder?

Ein paar Wochen nach seinem Tod bin ich in Ägypten auf eine Pyramide gestiegen, um

«Ich bin gern allein und brauche es, dass man sich immer wieder fremd wird.»

den Sonnenaufgang zu erleben. Als ich beim Abstieg ausglitt und die riesigen Stufen runterkugelte, dachte ich: «Jetzt holt er mich, der Rainer!»

Sie werden im Dezember siebzig. Wie kommen Sie mit dem Alter zurecht?

2011 habe ich wegen meiner Wirbelsäule fast ein Jahr im Rollstuhl gesessen und brauchte Morphium, um wegen der Schmerzen nicht durchzudrehen.

Gehen Sie deshalb erst um drei, vier Uhr morgens schlafen?

Nein, das hat einen anderen Grund. Mir gelingt das Tagträumen am besten nachts. Um Mitternacht herum lasse ich mich in der Zeitlosigkeit nieder, und dann wird das, was ich mir vorstelle, die Wirklichkeit. Ich kann in mir frühere Lebensalter hochkommen lassen, Erotisches eingeschlossen. Darin habe ich Übung. Wofür bin ich Schauspielerin.

Ein Kritiker beschrieb Sie mal als «das ungewöhnlichste erotische Ding seit Marlene Dietrich».

Die Zeiten sind vorbei, dass Männer mich ansprechen. Ich habe bei Frauen inzwischen mehr Anklang. Bei Männern fangen ab fünfzig die Hormone nochmals an zu prickeln. Es kommt zu einer biologischen Verblendung. Sie sind fixiert auf junge Mädchen und schauen bei Frauen meines Alters gar nicht mehr hin. Man wird unsichtbar.

Sie haben sich im Berliner Stadtteil Charlottenburg eine Wohnung gekauft, die Sie in ein, zwei Jahren beziehen wollen. Was bringt Sie nach mehr als dreissig Jahren Paris zurück nach Deutschland?

Es ist die Aussicht auf ein neues Leben, die mich ein letztes Mal die Wohnung wechseln lässt. Jetzt geht es darum, gute Freunde zu finden, ohne dass ich zwanzig Jahre Zeit dafür habe. Das muss schneller wachsen als früher.

Warum gehen Sie nicht nach München zurück, der Stadt Ihrer Erfolge?

Weil ich dort knietief in meiner Vergangenheit wate. Jeder Stein erinnert mich an etwas. Ich brauche das Gefühl, dass bei mir nochmals was losgeht. Wie unter Zwang habe ich monatelang die Pflanzen in meiner Wohnung mit ihrem Wurzeltuff aus der Erde gezogen und in andere Töpfe verpflanzt. Sie haben es ausgehalten. Deshalb blicke ich mit Wehmut nach vorn.

Wird Alicia mitkommen nach Berlin?

Nein. Sie mit 83 Jahren noch einmal zu verpflanzen, würde nicht gehen, allein schon wegen der neuen Sprache, die sie lernen müsste. Sie hat ein zweites Zuhause in Kuba und kann in den Schoss ihrer Familie zurückkehren. Unsere Liebe ist inzwischen so tief, dass sie auch über den Ozean reicht. Das ist unser beider Lebensglück.

Ist es, wie neuerdings behauptet wird, zu neunzig Prozent Veranlagung, ob man glücklich ist?

Ich kann an mir beobachten, dass das nicht stimmt. In den Jahren meiner Karriere hatte ich immer diese Traurigkeit im Blick. In den letzten zwanzig Jahren ist mein Blick immer lichter geworden. Als Kind habe ich mir das Beste auf dem Teller für zuletzt aufgehoben. Diese Marotte ist meine Leuchtspur für mein drittes Alter. Ende gut, alles gut.

Nach dem Interview ging Hanna Schygulla mit Sven Michaelsen zum Abendessen ins «Le Gorille Blanc», in jenes Pariser Restaurant, in dem der Mann ihres Lebens ihr eröffnet hatte, er habe eine jüngere geschwängert. Auf dem Weg zeigte sie dem Journalisten ein Gitterfenster. «Dort setze ich alle paar Tage eins meiner Bücher aus, um meine Bibliothek vor dem Umzug nach Berlin zu verschlanken. Bislang haben alle Bücher über Nacht einen Leser gefunden.»

Hanna Schygulla, geboren an Weihnachten 1943, ist die Ikone des Deutschen Films der siebziger und achtziger Jahre und gehörte zu den besten Schauspielerinnen der Welt. Sie spielte in 23 Filmen des Regisseurs Rainer Werner Fassbinder mit. Schygulla wurde vielfach ausgezeichnet, unter anderem 1983 für «Storia di Piera» mit dem Preis als beste Schauspielerin an den Filmfestspielen in Cannes. Von 1968 bis 2012 spielte sie in rund 70 Film- und Fernsehproduktionen mit.

***Hanna Schygulla**: Wach auf und träume. Schirmer/Mosel, 189 S., Fr. 28.50

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Khaled Hosseini:** Traumsammler (S. Fischer)
- 2 (2) **Jussi Adler-Olsen:** Erwartung – Der Marco-Effekt (DTV)
- 3 (3) **Joël Dicker:** Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert (Piper)
- 4 (4) **Gillian Flynn:** Gone Girl – Das perfekte Opfer (Fischer Scherz)
- 5 (8) **Jonas Jonasson:** Der Hundertjährige ... (Carl's Book)
- 6 (6) **Alex Capus:** Der Fälscher, ... (Hanser)
- 7 (–) **Cecelia Ahern:** Die Liebe, ... (Fischer Krüger)
- 8 (7) **Franz Hohler:** Gleis 4 (Luchterhand)
- 9 (9) **Ian McEwan:** Honig (Diogenes)
- 10 (5) **Urs Widmer:** Reise an den Rand des Universums (Diogenes)

Sachbücher

- 1 (–) **Christiane V. Felscherinow; Sonja Vukovic:** Christiane F. ... (Levante)
- 2 (1) **Guinness World Records:** 2014 (Bibliographisches Institut)
- 3 (–) **Malala Yousafzai, Christina Lamb:** Ich bin Malala (Drömer/Knaur)
- 4 (7) **Hans Küng:** Erlebte Menschlichkeit (Piper)
- 5 (2) **Annemarie Wildeisen:** Mein Küchenjahr (AT)
- 6 (6) **Ruth Maria Kubitschek:** Anmutig älter werden (Nymphenburger)
- 7 (4) **Thomas Jaenisch, Felix Rohland:** Myboshi 3.0 (Frech)
- 8 (–) **Zlatan Ibrahimovic:** Ich bin Zlatan (Malik)
- 9 (5) **Pascal Voggenhuber:** Kinder in der Geistigen Welt (Giger)
- 10 (–) **Rolf Dobelli:** Die Kunst des klaren Denkens (Hanser)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

Apropos: Die Malerei ist tot

Die Malerei ist tot? – Definitiv nicht! Den Beweis dafür liefert eine hochkarätige Schau aktueller Malerei im Franz-Gertsch-Museum in Burgdorf. Altmeister Gertsch hat das Haus verlassen und gewährt Vertretern der Düsseldorfer beziehungsweise der Neuen Leipziger Schule Einlass. Darunter viele ehemalige Meisterschüler. Das Ringen um Neuformulierungen des Mediums Malerei ist spürbar und gekonnt gemeistert; die figurativen Werke sind emotional gut zugänglich und faszinierend farbig. Das liegt ganz in der Absicht des Verleger-Sammlers Frieder Burda. Thematisch roter Faden: der Mensch in Beziehung zu Natur und Technik. Stimmungsvoll und spannungsreich – nach dem goetheschen Prinzip von «Anziehung und Abstossung» – sind die Meisterwerke unter dem Motto «Wahlverwandtschaften» gruppiert. Geheimtipp: das Kabinett. Manch eine Zeichnung entlockt einem ein Komplizenhaftes Lächeln. Bis 16. Februar – so lange weilt auch Franz Gertsch im Frieder-Burda-Museum mit «Geheimnis Natur». (cb)

Natur

Eine Nacktschnecke namens Rossellini

«Green Porno»: «Brehms Tierleben» für Fortgeschrittene von und mit Isabella Rossellini. Von *Daniele Musciconico*



Wissenschaftlich korrekt: Schauspielerin Rossellini in «Green Porno».

Sie ist das ehemalige Gesicht von Lancôme, nun spielt sie eine Crevette, halbgeschält und essbereit. Isabella Rossellini, ikonische Tochter ikonischer Eltern, Ingrid Bergman und Roberto Rossellini, kann aber noch mehr als bloss den blossen Shrimp: Sie kann die Nacktschnecke, die Sardelle, den Seestern, den See-teufel, und sie kann den Tintenfisch. *Bon appétit.*

Nein, «Green Porno», von dem hier die Rede ist, ist kein Kochbuch, keine Fortsetzung der Pasta-Bibel der pastoralen Teigwarenköchin des Kinos, Sophia Loren. «Green Porno» ist ein Aufklärungsbuch der eigenwilligen Art, eines aus dem Reich der Tiere. Unzweifelhaft wendet es sich vorzugsweise an Frauen. Denn männliche Leser brauchen ein gesundes Stehvermögen, um nicht einzuknicken oder einzunicken während der Lektüre.

Doch wer als Mann das Vergleichen lassen kann und ganz einfach empathisch bei der Sache ist, der wird sich bestens unterhalten – und weiterbilden dabei. Isabella Rossellini ist eine wunderbare Lehrerin tierischer Sexualpraktiken. Und wer hat schon das Glück, aus ihrer Hand vorgerechnet zu bekommen, dass ein Wal zu einer zwei Meter langen Erektion fähig ist? Dass Schnecken, alltagsklug, zweigeschlechtlich ausgestattet sind, egal, wer vorbeikommt, einer/eine geht immer?

Green ist der bizarre Porno, weil es auch hier um Schutz geht, nicht um geschützten Ge-

schlechtsverkehr, sondern um den Schutz der Meerestiere. Denn wer Shrimps sagt, klärt uns die Schauspielerin auf, muss wissen, dass für jeden gefangenen zehn Shrimps-Kollegen ihr Leben lassen müssen in den Schleppnetzen des kommerziellen Fischfangs.

Auftraggeber Robert Redford

Das und vieles andere erzählt das Buch. Das eigentlich im Original ein Film war, achtzehn Ein-Minuten-Episödden, in Auftrag gegeben von Robert Redford und dem Sundance-Festival. Zunächst waren die Filme auf seinem Internet-Channel zu sehen, dann bald in jedermanns Munde, zum Amusement von Millionen Zuschauern, so dass die besten Geschichten jetzt für das Bilderbuch nachgestellt wurden.

«Green Porno» ist Rossellinis Regiedebüt, sie ist hier Tier-Darstellerin und Produzentin mit Klauen und Zähnen. Und bei aller Anrühlichkeit: Jede Szene ist wissenschaftlich korrekt. Die Natur ist grenzenlos skandalös!

Isabella Rossellini: Green Porno. Ein Bilderbuch und 18 Kurzfilme auf DVD. Schirmer/Mosel

Faule Tomaten gegen Evita Perón

An der Frankfurter Buchmesse konnte man die grossartige brasilianische Schriftstellerin Clarice Lispector, die auch in der Schweiz lebte, wiederentdecken. *Von Hans-Peter Kunisch*

Schon die Geburt war dramatisch, 1920, im Westukrainischen Shtetl Tschetschelnik, auf der Flucht ihrer jüdischen Eltern vor einem Pogrom. Es ging, über Hamburg, bis nach Brasilien, wo Clarice Lispector im heissen Nordosten aufwuchs. In einer Zeitungskolumne von 1970 erinnert sie sich an Fahrten zum Meer bei Recife. Mit dem Tram, um vier Uhr früh, täglich, mit nüchternem Magen, bevor der Vater zur Arbeit musste: «Ich sass ganz vorn auf der Sitzkante: Und mein Glück begann.» Langsam wird es hell, und «das bebende Licht der versteckten Sonne» versetzt das kleine Mädchen in Ekstase, ohne dass es das Wort schon kennt.

Die Zeitungskolumnen, die jetzt in der Nummer 81 der Zeitschrift *Schreibheft* erschienen sind, bieten den unmittelbarsten Zugang zu einem der schönsten toten Stars der Frankfurter Buchmesse mit Thema Brasilien, die am 9. Oktober beginnt. Es gibt aber noch viel mehr zu Clarice Lispector: eine Biografie von ihrem Fan Benjamin Moser, Buchkritiker der Zeitschrift *Harper's Magazine*. Es gibt ihren ersten Roman, «Nahe dem wilden Herzen», der Lispector in Brasilien gleich berühmt machte, und es gibt, zum ersten Mal auf Deutsch, auch den zweiten Roman, «Der Lüster», in dem sie ihren Stil noch riskanter entwickelte.

In Bern drohen «Lachanfalle»

Lispector schrieb hingebungsvoll schwärmerisch, versetzte sich in die Gefühle ihrer Heldinnen, bewahrte dabei aber ihren scharfen Verstand. Wenn sie im «Wilden Herzen» die Erde beschreibt, meint man, ihr sinnliches Lob der Sonne wieder zu hören, aber es bleibt nicht dabei: «Sie konnte die heisse, festgestampfte, so wohlriechende und trockene Erde wahrnehmen, als läge sie unmittelbar vor ihrer Nase, und sie wusste, wusste ganz genau, dass sich dort irgendwo der eine oder andere Regenwurm räkelt, bevor er von dem Huhn aufgefressen würde, das die Leute aufessen würden.» Im «Lüster» sucht Virginia die Unabhängigkeit noch, die Joana im «Wilden Herzen» schon hat. Was bewirkt, dass Joanas Mann, dem die wilde Gattin unheimlich wird, wieder zur sanften Freundin zurückkehrt, die er einst für Joana verlassen hat.

Ein Eheroman vor der Ehe, mit neunzehn geschrieben, doch als er 1943 erschien, war «Klarissi», wie man den Namen in Brasilien ausspricht, mit einem Diplomaten verheiratet. Gelegenheit, in Chanel-Kostümen gute Figur zu machen. Bis sie in Bern landet.



Scharfer Verstand: Autorin Lispector.

«Am besten, man schaut in Bern einfach aus dem Fenster und macht den Mund ganz fest zu», schrieb sie einem Freund, sonst drohten «Lachanfalle». Sie konstatierte: «ein Friedhof der Sinneseindrücke». Aber sie bemerkte und schätzte auch, dass «in diesem kleinen sauberen Bern mit seinen höflichen Menschen» Evita Perón, die argentinische Diktatorengattin, 1947 neben Beifall auch eine Salve fauler Tomaten erntete, die Max Petitpierre, den damaligen Aussenminister, trafen.

Moser, Lispectors Biograf, ist oft detailverliebt, aber fördert so auch zutage, wie viel Lispector ihrem Bern doch verdankt – etwa einen schönen Schweizer Satz in ihrem Roman «Die belagerte Stadt», den sie in Bern, wo ihr erster Sohn geboren wurde, schrieb: «Theoretisch ist das wunderbar, aber in der Praxis funktioniert es nicht.» Wie «Klarissi» Leben. Zuerst schlief Brasiliens Mischung aus Ingeborg Bachmann und Virginia Woolf – nach der Scheidung wieder in Rio – zigarettenrauchend im Bett ein, zog sich, als sie Manuskripte retten wollte, bleibende Brandwunden zu, wurde von einem herunterkrachenden Balken verletzt. Dann starb Lispector mit sechsundfünfzig an Krebs.

Clarice Lispector: Nahe dem wilden Herzen. 320 S., Fr. 29.90. Der Lüster. 365 S., Fr. 36.90
Benjamin Moser: Clarice Lispector. 564 S., Fr. 56.–. Alle Schöffling-Verlag

Der Sound der Bescheidenheit

Von Peter Rüedi

Dies ist keine Musik für die Galerie. Jochen Baldes, 1964 in Zürich geboren, vor seiner Karriere als Saxofonist und Bandleader bildender Künstler (was man, meine ich, auch seiner Musik anhört), ist, nicht anders als sein einstiger Lehrer Andy Scherrer, kein Mann der lauten Effekte. Wie Scherrer verfolgt er als Tenorsaxofonist ein opakes Klangideal in der Tradition eines Wayne Shorter, Joe Lovano oder, vor allem, Joe Henderson: nicht cool, nicht hot, oder vielmehr beides – ein fahler Glanz und viel Glut unter der Asche. Anders gesagt: Die extrovertierte Energie bricht sich immer an Nachdenklichkeit und wird nach innen zurückgeworfen, der Einfall, kaum ist er ausgesprochen, an den Adressaten zurückgeschickt.

Jochen Baldes ist auch als (nie exaltierter) Improvisator ein Komponist. In der Folge der neun Stücke der neuen CD seiner Gruppe Subnoder gibt es viele einfallsreiche Soloflüge. Vom Understatement-Künstler Baldes selbst (Mark Turner wäre ein anderer Referenzpunkt), von Franz Hellmüller auf der Gitarre und Thomas Bauser am Piano (beide erlauben sich gelegentlich eine Art verschämte Virtuosität), von Raffaele Bossard am Bass und einem auch mal handfest swingenden Michi Stulz am Schlagzeug. Aber sie sind immer eingebunden in komponierte Abläufe (und über die einzelnen Stücke hinaus in eine Gesamtarchitektur), ohne dass die Musik (und wir) ob eines Zuviels an Organisation in Atemnot geriete. Baldes und Co. gelingt das Schwierigste: das Komplexe einfach erscheinen zu lassen, fast selbstverständlich. Oft ist es dreimal um den Kopf herum gedacht, aber es klingt wie eben so vor sich hin erfunden.

Das ist anspruchsvoll, vermeidet jedoch fast jegliches Spektakel. Wäre das nicht etwas zu penetrant den Weihrauchkessel geschwungen, würde ich sagen: eine Art «demütige» Musik. Eine bescheidene allemal (in der Haltung, nicht in der Substanz). Kruzial für das Konzept und den Sound ist die Parallele der Harmonie-Instrumente Piano und Gitarre. Sie geraten sich kaum in die Quere, schaffen im Gegenteil viel Raum und Luft. Chapeau!



Jochen Baldes Subnoder: Here. Double Moon DMCHR71125

Top 10

Knorrs Liste

1	Rush	★★★★★
	Regie: Ron Howard	
2	Gravity	★★★★★
	Regie: Alfonso Cuarón	
3	Prisoners	★★★★★
	Regie: Denis Villeneuve	
4	Liberace	★★★★☆
	Regie: Steven Soderbergh	
5	Vaters Garten	★★★★☆
	Regie: Peter Liechti	
6	Ernest et Célestine	★★★★☆
	Regie: Stéphane Aubier	
7	Metallica – Through the Never	★★★☆☆
	Regie: Nimród Antal	
8	2 Guns	★★★☆☆
	Regie: Baltasar Kormákur	
9	Lovely Louise	★★★☆☆
	Regie: Bettina Oberli	
10	Jobs	★★★☆☆
	Regie: Joshua Michel Stern	

Kinozuschauer

1 (1)	Turbo (3-D)	20 127
	Regie: David Soren	
2 (-)	Rush	16 661
	Regie: Ron Howard	
3 (2)	Prisoners	14 344
	Regie: Denis Villeneuve	
4 (3)	Gravity	13 792
	Regie: Alfonso Cuarón	
5 (5)	We're the Millers	9 220
	Regie: Rawson Marshall Thurber	
6 (6)	S'chline Gspängst	8 847
	Regie: Alain Gsponer	
7 (4)	2 Guns	8 330
	Regie: Baltasar Kormákur	
8 (-)	Liberace	4 617
	Regie: Steven Soderbergh	
9 (-)	Jeune et Jolie	4 300
	Regie: François Ozon	
10 (7)	The Internship	3 556
	Regie: Shawn Levy	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (1)	Fast & Furious 6 (Universal)
2 (-)	Hangover 3 (Warner)
3 (2)	Iron Man 3 (Impuls)
4 (-)	Die Croods (Fox)
5 (-)	Downtown Abbey – Season 3 (Universal)
6 (-)	Evil Dead (Sony)
7 (3)	Star Trek– Into Darkness (Rainbow)
8 (5)	Der grosse Gatsby (Warner)
9 (4)	Broken City (Ascot Elite)
10 (6)	Safe Haven (Ascot Elite)

Quelle: Media Control



Diente acht amerikanischen Präsidenten: Gaines (Forest Whitaker), Eisenhower (Robin Williams).

Kino

Ab in die Ecke

«The Butler», die Story eines schwarzen Dieners im Weissen Haus, ist eine vehemente Auseinandersetzung mit Rassismus.

Von Wolfram Knorr

Ich bin ein Unsichtbarer», beginnt der US-Klassiker «Invisible Man» des Afroamerikaners Ralph Ellison. «Ich bin ein wirklicher Mensch aus Fleisch und Knochen, aus Nerven und Flüssigkeit – und man könnte vielleicht sogar sagen, dass ich Verstand habe. Aber trotzdem bin ich unsichtbar – weil man mich einfach nicht sehen will.» Um als Schwarzer in der amerikanischen Gesellschaft sein Überleben zu sichern, so Ellisons sarkastisches Fazit (der Roman erschien 1952), musst du genau daraus Kapital schlagen.

Darum geht es auch in «The Butler» von Lee Daniels («Precious»), nach einem Drehbuch von Danny Strong. Hintergrund ist die wahre Lebensgeschichte Eugene Allens, der von den fünfziger bis in die achtziger Jahre acht Präsidenten als Butler im Weissen Haus diente. Daniels' fiktiver «Hausneger» Cecil Gaines (Forest Whitaker) ist ganz würdevolle Statue im Oval Office, auf den Fluren und in Bankettsälen der Machtzentrale. In seiner Gegenwart lässt sich ohne Hemmungen über politisch Brisantes reden, von den Rassenproblemen über Vietnam bis Watergate. Der livrierte Schwarze ist so existent wie ein Möbelstück in der Ecke, aber nützlich. Gaines weiss, dass er nur dieser «Unsichtbarkeit» seinen Aufstieg vom Baumwollsklaven zum Chefbutler in Camelot zu verdanken hat.

«The Butler» beginnt chronologisch mit Cecil als Knabe, dessen Mutter vergewaltigt und dessen Vater erschossen wird. Über die Plantagenbesitzerin (Vanessa Redgrave), die ihn in ihre Obhut nimmt und ihm das Dienern beibringt, lernt er die Fähigkeit, zu verschwinden. Er flüchtet in den Norden, wird «Hausnigger» eines Hotels und wird aufgrund seiner souveränen Fähigkeit, wegzuhören und wegzusehen, ins Weisse Haus geholt und zum Chefbutler befördert.

Es ergibt Sinn, die Rollen der Präsidenten mit Robin Williams als Eisenhower, John Cusack als Nixon, Alan Rickman als Reagan, Jane Fonda als dessen Frau Nancy hoch zu besetzen. Die Stars verdeutlichen auf wunderbare Weise, dass die Präsidenten fern von der Realität sind, im Auge des Taifuns, gelassen und fast etwas gespenstisch wirken. Cecil aber hat noch ein anderes Leben, eine Familie (mit Oprah Winfrey als seine Frau) und den Sohn Louis (David Oyelowo), der die Servilität des Vaters verachtet; «sichtbar» sein will, an Demos und den stürmischen Kämpfen um Gleichberechtigung teilnimmt.

Der Generationenkonflikt endet mit Versöhnung. Am Ende sitzen sie beide in einer Zelle. Daniels' Film «The Butler» ist hochemotional, aber immer konfrontativ. Auch wenn es keine Rassentrennung mehr gibt: In den Gefängnissen sitzen mehr Schwarze, und die Arbeitslosigkeit unter ihnen ist auch höher. ★★★★★

Weitere Premieren

L'Expérience Blocher — Im Vorfeld des Filmporträts über den umstrittensten Schweizer, der die politische Landschaft verändert hat, gab's Querelen, was für Christoph Blocher spricht. Die ganze Aufregung, die in der abstrusen Forderung gipfelte, ein solches Projekt nicht vom Staat fördern zu lassen (der Mann habe Geld genug), entpuppt sich als lächerlich. Der Dokumentarist Jean-Stéphane Bron («Mais im Bundeshuus») hat einen geradezu verblüffend unpolitischen Film gemacht. Kaum Kritik, kaum Analyse; keine Bewertung der SVP im Gefüge der Parteienkonstellation; keine Kommentare von Freunden oder Gegnern, fast ausschliesslich nur Blocher auf dem Rücksitz seines Wagens. Mal einsteigend, dann aussteigend, telefonierend schweigend, mal kurz irgendwas kommentierend, und immer die Gattin neben sich. Und das Ganze mit einem Off-Kommentar des Regisseurs versehen, in dem er den Werdegang von Blocher erzählt oder wo man gerade aufgetreten ist. Blocher als Unternehmer, Blocher als Politiker, immer oberflächlich. Mal mit chinesischen Partnern, mal mit dem Finanzspekulanten Ebner. Welchen Einfluss das auf sein politisches Engagement gehabt haben könnte? Fehlanzeige. Blocher, einsam hoch über Zürich im Pool schwimmend, sinnierend vor seinen Anker-Bildern sitzend. Dann wieder im Auto auf dem Weg zu einer Rede; von einem Auftritt kommend (wieder auf



Kaum Kritik: Filmer Bron, Politiker Blocher.

Fragen Sie Knorr

In der BBC-Serie «Luther» fiel mir Idris Elba erstmals auf. Dann hab ich auf Wikipedia nachgesehen und erstaunt festgestellt, dass der ja schon eine ganze Latte von Filmen auf dem Buckel hat. Hat er das Zeug zum Star? M. G., Basel

Aber sicher. Es kommt natürlich auf seinen Agenten an – dass der ihm keine falschen Rollen andreht. Aber selbst dann, wie in «Ghost Rider: Spirit of Vengeance» mit der Knallcharge Nicolas Cage und einer Story von hanebü-



dem Rücksitz); mal glücklich guckend, mal deprimiert. Mal Bundesrat, mal abgewählt.

Kann ja sein, dass Blocher gar nicht mehr zu liess, aber Denkmalpflege kann nicht im Sinne des Filmemachers gewesen sein. Es gibt nur ganz wenige geglückte Momente, und zu denen gehört jener, in der – natürlich auf dem Rücksitz des Wagens – seine Frau mit ihm französische Wörter für einen Auftritt im Westschweizer TV lernt. Da ist die ganze Gestaltungsarchitektur futsch und Blocher richtig lebendig. ★★☆☆☆



Schwarzhumorige Brillanz: «Filth».

Filth — Detective Sergeant Bruce Robertson (James McAvoy) ist eine echte Drecksau: korrupt, versoffen, intrigant. In Wahrheit ist er depressiv und wird von perversen Furien gejagt. Die Romane von Irvine Welsh («Trainspotting») sind starker Tobak und eine Herausforderung für jeden Filmemacher. «Filth» gehört zu den schwierigsten, dessen filmische Umsetzung dank der schauspielerischen Tour de Force von James McAvoy von schwarzhumoriger Brillanz ist. Jedermanns Sache ist das aber nicht. ★★☆☆☆

About Time — Skurrile Brit-Komödie mit einem herrlich schrulligen Bill Nighy, der seinem Sohn zu dessen 21. Geburtstag ein Familiengeheimnis verrät: Die Männer der Familie können durch die Zeit reisen, was zu chaotischen Situationen führt. Eine Hymne auf die Familie, wehmütig. ★★☆☆☆

chener Dämlichkeit, ragt der Engländer einfach durch seine unglaubliche Präsenz heraus, mit der er seine dämliche Figur wegätzt. Was bleibt, ist ein Mime von fast physischer Greifbarkeit. In der TV-Serie «The Wire» war er als durchtriebener, immer Haltung bewahrender Drogenboss-Funktionär Stringer Bell, der die Macht im Drogenring an sich reisst, von fiebriger Tücke. Demnächst ist er als Mandela zu sehen. Von ihm wird man noch viel hören.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Seufzen im Sozialamt

Von Lucien Scherrer

Es war einmal eine Sozialarbeiterin, die war mit einem Investmentbanker verheiratet ... – im Schweizer Fernsehen gibt es das tatsächlich, genauer gesagt im neuen Fernsehfilm «Kursverlust». Das «Drama», das die Auswirkungen der Finanzkrise auf den Mittelstand zeigen will, geht so: Eines Tages fällt die Sozialarbeiterin Julia beim Rudern ins Wasser. Sie rettet sich ans Ufer, wo sie der geheimnisvolle Elias an Land zieht – ein Obdachloser, der in einem Boot wohnt und meistens bedeutungsvoll schweigt. Just an diesem Tag wird Julias Mann Robert von seiner Investmentfirma entlassen. Nun gerät Julias Welt vollends ins Wanken: Ihr arbeitsloser Mann kifft und haut schliesslich ab, ihr Sohn zeuselt (ausgerechnet im Bootshafen), auf dem Sozialamt gibt's Ärger mit dem forschen Amtsleiter. Nur der arme, aber glückliche Elias fasziniert Julia. Doch bevor etwas passiert, verschwindet Elias, und alles wird gut: Robert kehrt zurück und bekommt einen neuen Job, der Sohn ist wieder brav, und das überlastete Sozialamt wird aufgestockt.

Das ist alles mässig spannend, dafür wird der Zuschauer animiert, ein wenig über unsere Gesellschaft nachzudenken, nach dem Motto: Ist sie nicht allzu egoistisch und engherzig? Auf dem Bieler Sozialamt, das wird deutlich gezeigt, weht ein rauer Wind, den Klienten wird nichts geschenkt. So ruft ein Sozialarbeiter aus: «Er will nicht mehr in der Fabrik arbeiten, wegen dem Gift in der Farbe! Dabei ist er ein Ex-Junkie!» Nur die gute Julia haucht dem Amtsprinzip «Leistung gegen Leistung» ein wenig Menschlichkeit ein: Sie seufzt und gibt nach, als eine notorisch unkooperative Familie aus Afrika eine grössere Wohnung will.

Und Vater Robert? Er lernt dank seiner Entlassung, seine Gier zu hinterfragen. «Wirtschaftswachstum», so doziert er seinen Kindern, «funktioniert ab einem gewissen Grad nur, wenn man den Leuten Sachen verkauft, die sie nicht brauchen und für die sie sich verschulden müssen.» Der Sohn fragt: «Und was ist dein Job?» – «Ich helfe den Leuten, die viel Geld haben und noch mehr wollen, indem sich andere verschulden.» Das sei ja «huere chrank», sagt der Sohn. Der Vater nickt nachdenklich.

«Kursverlust»: Sonntag, 20.05 Uhr, SRF1

Von Zürich nach Dresden

Karin Müller macht bald Radio in Sachsen; Sandwiches bei «Woyzek»; Gallagher im «Kaufleuten». Von Hildegard Schwaninger



«Ich wollte mich einfach weiterbewegen»: Chefredaktorin Müller.

Karin Müller, seit fünfeinhalb Jahren Chef von Radio 24, wurde nach Deutschland berufen, als Leiterin von RTL 7, einem Lokalrundfunk in Sachsen. Damit ist sie – nach Roger Köppel (*Welt*), Roger Schawinski (Sat 1), Roger de Weck (*Zeit*), Ruedi Matter (NTV), und (nicht zu vergessen) Wetterfrosch Jörg Kachelmann – ein weiterer Schweizer Medienmensch, der beim grossen Nachbarn einen Karriereschritt tut. Karin Müller kündigte bei Radio 24, ohne einen neuen Job zu haben («Ich wollte mich einfach weiterbewegen»), dann reiste sie nach Nürnberg an die Lokalrundfunktage, bei Bier und Wurst fing man an zu reden, und wenig später kam die Anfrage, ob sie bereit sei, nach Dresden zu ziehen und die Verantwortung für die Lokalradiosender in sechs Städten Sachsens zu übernehmen. Die Baslerin sagte ja und wird sich jetzt mit den Städten Leipzig, Dresden, Lausitz, Erzgebirge, Chemnitz, Zwickau vertraut machen.

Ihre neue Aufgabe übernimmt sie im Januar 2014, dann übersiedelt sie nach Dresden. Dort ist alles etwas grösser, sie hat 140 Mitarbeiter, in Zürich waren es etwa 20. Karin Müller freut sich auf die neue Aufgabe («Ich hoffe nur, dass ich kein Heimweh habe») und meint, der Grund, warum man sie, die vor Radio 24 dreizehn Jahre bei DRS 3 arbeitete, nach Deutschland holte, könnte sein, «dass ich Erfahrung habe, in einem Konkurrenzmarkt als Nummer eins zu bestehen». Wichtig

ist jetzt, dass sie eine gute Wohnung findet, mit einem Fitnessstudio in der Nähe.

Woyzeck» am Zürcher Opernhaus, als Ballett von Christian Spuck, war eine grosse Premiere. Jeder kennt das Drama von Georg Büchner um die geschundene Kreatur, alle haben es in der Schule gelesen, und es lässt keinen kalt. Weniger bekannt ist, dass das Grab des im Alter von 23 Jahren verstorbenen Dichters von «Dantons Tod» und «Leonce und Lena» auf dem Zürichberg liegt, direkt gegen-



Grosse Premiere: Choreograf Spuck.

über dem Theater Rigiblick. Ursprünglich war Büchner auf dem Krautgartenfriedhof am Pfauen, wo heute das Kunsthaus steht, begraben. Die deutsche Studentenverbindung Ger-

mania initiierte die Verlegung auf den Germaniahügel. Büchners Gedenkstätte ist immer mit Blumen geschmückt, wofür die Stadt Zürich sorgt. Die letzten Tage wurde hier von den Gärtnern alles neu bepflanzt, um das Grab für den 200. Geburtstag (Büchner wurde am 17. Oktober 1813 in Darmstadt geboren) besonders schön herzurichten. Zurück zum Opernhaus: An der Premierenfeier, wo man sich erst mit Sandwiches stärkte, gab es dann Disco. Gefeierte haben vor allem die jungen Leute vom Ballett und ihre Freunde. Auch das ist anders als bei Alexander Pereira. Da gab es nach der Premiere ein Buffet. Es wurde ein Essen gereicht, das zur Nationalität des Opernkomponisten passte. Bei Wagner Krautsalat und Spätzle, bei Verdi Ravioli, bei Béla Bartók Gulasch. Am Büffet war die Schlange oft lang, aber das Ganze hatte viel Charme. Heute ist alles berlinerisch schneller. Man schnappt sich ein Sandwich – auch gut.

Eve Gallagher ist eine ganz exklusive Jazz-Sängerin. Die Engländerin lebt seit vielen Jahren in Zürich, redet schweizerdeutsch, hat eine sensationelle Stimme und ist in ihrem Auftreten sehr *eighties*. Wie Annie Lennox, Star der achtziger Jahre. Beim «Happy Monday», dem Jazz-Abend von Röbi Weber (Klavier), Ernst Wirz (Saxofon) & Co. in der «Kaufleuten Lounge» (jeden zweiten Montag im Monat), brachte sie das Lokal zum Sieden.



Wie Annie Lennox: Jazz-Sängerin Gallagher.

Sogar Fredi Müller, «Kaufleuten»-Hausherr, schaute kurz vorbei. Ausserdem gesichtet: die Künstlerin Nicole Köpfli (zurzeit macht sie Totenköpfe, die sie mit Uhren verbindet, also eine Reflexion zum Thema Zeit und Vergänglichkeit), die hier ihren Schulfreund Elmar Gaydoul (begrabener Golfspieler und Vater von Philippe Gaydoul) traf, Immobilienmann Rudolf Steigrad mit seiner Tochter Elena, Tangolehrerin Alexandra Prusa und Musiker Roland Graf (*live music act*: G-Sax). Und wichtig: Werberin Irène Hiltbold, die Ehefrau von Ernst Wirz.

Im Internet

www.schwanagerpost.com

Alles in bester Ordnung

Die Bürofachfrau Nathalie Pirkopf, 30, und der Physical Manager Stefan Ramsauer, 30, haben im August geheiratet. Sie wissen zwischen Traum und Realität zu unterscheiden.



«Oh my God»: Ehepaar Ramsauer-Pirkopf.

Stefan: Obwohl wir die Hoffnung, jemals dem richtigen Partner über den Weg zu laufen, beinahe aufgegeben hatten, kann man heute sagen: Wir haben uns gesucht und gefunden. Bevor wir einander kennenlernten, hatten wir beide einiges erlebt, und viele dieser Erfahrungen waren so ähnlich, dass wir einander von Anfang an verstanden. Die Liebe kann man weder beeinflussen noch kontrollieren, es passiert einfach oder eben nicht. Wichtig für den Anfang und den Fortbestand unserer Beziehung war die zuvor gemachte Einsicht, dass es den perfekten Traumpartner nicht gibt, die Frau oder der Mann für ein glückliches Leben in der Realität aber durchaus existiert.

Natalie: Wir trafen uns erst vor einem Jahr, und so viel ist seither geschehen. Ich hielt mich etwas zurück und wollte nichts überstürzen. Aber der Abschied von unserem alten Leben fiel uns beiden nicht schwer, im Gegenteil. Als Single muss man immer alles organisieren: Wann treffe ich wen und bei welchen Gelegenheiten, und wer hilft mir, die Last des Alleinseins zu tragen? Die meisten Kollegen kehren nach einem Abend wieder ins traute Heim zurück. Als Single fühlt man sich manchmal einsam, und wenn dies häufig der Fall ist, möchte man diesen Zustand verändern.

Stefan: Simpel, aber wahr: Als Paar ist man nie allein, und man ist nie das fünfte Rad am Wagen. Ich wusste bereits beim ersten Date mit absoluter Sicherheit, dass Natalie mein Lebensmensch ist, mit dem ich für immer verbunden bleiben möchte.

Natalie: An meinem dreissigsten Geburtstag bekam ich dreizehn rote Rosen überreicht sowie ein aus Holz angefertigtes Herz, das als Karte gestaltet war. Mir wurde mitgeteilt, ich solle mich vorbereiten und mich darauf gefasst machen, dass wir heute auswärts übernachten. Ich wurde von Stefan in eine wunderbare Hotelsuite entführt. Eigentlich handelte es sich um eine riesige Wohnung mit fantastischer Aussicht über den Thunersee. Als ich mit einem Glas Champagner im Whirlpool sass, überreichte er mir eine flache Schachtel. Ich dachte an Schmuck und dann an eine Halskette, weil die Schachtel gross war. Als Stefan die roten Rosenblätter weggeschoben hatte, sah ich den Ring. Nach dem Jawort ging ich ins Bad und schrie vor Glück «Oh my God» – in der Hoffnung, Stefan hört mich nicht. Tatsächlich stand er mit besorgter Miene vor der Türe und fragte sich, ob alles in Ordnung sei.

Stefan: Die schwierigste Entscheidung der kommenden Monate war die Auswahl der Hochzeits-Location, ansonsten gab es in der Planungsphase auch sehr viele Glücksmomente, zum Beispiel das Abholen der Ringe und die Generalprobe der Kleidung. Am grossen Tag überraschte ich Nathalie mit einer Stretchlimousine. Es gab ein Fotoshooting, eine romantische Trauung mit einem Spaliergang und weissen Tauben, die Richtung Himmel flatterten. Danach dislozierte die ganze Gesellschaft in ein verträumtes Waldhaus, das an die Hochzeit von Bella und Edward in «Twilight Zone» erinnerte. Die Tische waren festlich gedeckt und mit weissen Kristallen übersät, die Sitze mit weissem Samt umhüllt, und ein Sternekoch war für das kulinarische Wohl verantwortlich.

Hochzeitslimousinen: www.stretch.ch
Protokoll: Franziska K. Müller

Sündenbeichte

Von Andreas Thiel — Wie sich ein Schaf im Beichtstuhl durch Answärzen weisswäscht.

Pfarrer: Hast du gesündigt, mein Kind?

Eveline: Nein, Herr Pfarrer.

Pfarrer: Das ist bedauerlich. Wenn du mir keine Sünden beichten kannst, dann kann ich dir in Religion auch keine guten Noten geben.

Eveline: Ich könnte Ihnen die Sünden anderer beichten.

Pfarrer: Sünde ist Sünde.

Eveline: Also, das Mariechen hat für uns alle am Kiosk Süßigkeiten gekauft. Als ich sie gefragt habe, woher sie das Geld habe, hat sie gesagt, sie hätte es aus dem Portemonnaie in der Einkaufstasche ihrer Mutter geklaut. Der Peter hat uns bei sich zu Hause, als seine Eltern weg waren, einen Film schauen lassen, den wir gar nicht hätten sehen dürfen. Marion, Franziska und Margrit haben in der Geschichtsprüfung abgeschrieben. Kurt hat geschwänzt und bei der Entschuldigung die Unterschrift seines Vaters gefälscht. Franz, Udo und Gregor rauchen in der Pause hinter der Turnhalle. Das mit dem lila gefärbten Taufbecken in der Kirche war übrigens Andreas. Cornelia lügt ihre Eltern an, wenn sie gefragt wird, was sie nach der Schule macht. Mir will sie es auch nicht verraten. Aber sie kommt jedenfalls nicht mehr in die Lerngruppe. Und Barbara hat einen Freund, versucht es aber zu verheimlichen. Sybille hat mir anvertraut, dass sie sich abends heimlich mit Martin trifft, wenn ihre Eltern weg sind und sie eigentlich auf ihren kleinen Bruder aufpassen sollte. Robert hat auf einer Baustelle eine Leiter für sein Baumhaus gestohlen. Und Benjamin und Gerhard trinken manchmal im Wald Bier.

Pfarrer: Gott segne dich, mein Kind.

Eveline: Danke, Herr Pfarrer. Mein Gewissen ist jetzt viel leichter.

Pfarrer: Ja, es war eine gute Idee, dich wieder als Erste in die Beichte zu nehmen. Nun kannst du den Rest der Klasse schicken.

Eveline: Bin ich jetzt wieder Klassenbeste?



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Der Heimkehrer

Von Peter Rüedi



Die Geschichte, möchte man meinen, sei zu klischiert, um wahr zu sein. Es ist nicht nur die vom Aufstieg des Tellerwäschers zum Multimillionär, es ist auch die vom mausarmen italienischen Auswanderer, der im Land der unbegrenzten Möglichkeiten sein Glück macht und dann, *in the autumn of his years* und *as time goes by and the days grow short*, ins Land der Väter zurückkehrt und zur Scholle, der er entstammt. (Ein bisschen wie die Schweizer Söldnerführer, die sich, ihres blutigen Gewerbes müde, zu Hause die Villen bauen und bestaunen liessen.)

Pier Luigi Tolaini wanderte als armer Schlucker aus und kehrte als Besitzer eines Truck-Unternehmens nach einem halben Jahrhundert in die Toskana zurück, und weil er inzwischen auch ein halber Amerikaner war, heuerte er für sein *coming home* in Castelnuovo Berardenga (ganz im Südosten des Chianti Classico, neben Siena gelegen) den vielleicht renommiertesten, gewiss aber teuersten aller *flying winemakers* an, den Franzosen Michel Rolland. Der baute ihm (zusammen mit einem Team vor Ort) aus Reben von fünfzig Hektaren nebst zwei anderen Blends einen «Supertuscan» namens «Picconero», der es denn auch umgehend in die höheren Charts von Rollands Spezi Robert Parker schaffte. Die internationale Cuvée im Hundertfrankenbereich ist eindrücklich, aber eigentlich nicht erstaunlich, weil im globalen Trend.

Ganz im Gegensatz zum fast etwas nostalgischen «Heimatstück», das Tolaini seit kurzem auch führt, einer ganz klassischen Riserva Chianti Classico nämlich aus reinem Sangiovese. Der ist denkbar ungeeignet für prunkvolle (Selbst-)Inszenierungen. Sein Fach ist die Eleganz. Aus dem nicht einfachen Jahr 2010 begegnet uns ein wunderbar blütenstiebender, dichter, vielschichtiger, in den Tanninen gebändigter, charaktervoll eleganter Classico mit guter Säure. Er stammt von einem gerade mal 2,5 Hektar grossen «Montebello Vigneto N° 7» (ein «Lagenwein» also), und er ist (*pardon, Monsieur*) das Gegenteil eines «rollandisierten» Kraftprotzes. 8000 Flaschen, alles in allem. Das hat seinen Preis. Ist den aber auch wert.

Tolaini Chianti Classico Riserva 2010. 13%. Tabacaria, Wangen b. Olten (Charles Hofer). Fr. 39.–

Rush Hour

Von Jürg Zbinden

1



Speed, Emotion, Glamour: Ein halbes Jahrhundert nach ihrem fulminanten Einstieg in die Motorsport-Szene setzt die legendäre «Carrera», der erste speziell für Profi-Rennfahrer und Motorsport-Fans entwickelte Sport-Chronograf, ihren Siegeszug als Prestigemodell von TAG Heuer fort.

1 — Die «Carrera Calibre 8 Grand Date» ist die Idealgefährtin des Globetrotters. Das automatische Uhrwerk hat eine grosse Datumsanzeige, die durch eine von Hand applizierte schräge Öffnung bei 12 Uhr sichtbar ist. Das grössere 41-mm-Gehäuse verfügt ausserdem über eine zweite Zeitzonenanzeige (GMT) bei 6 Uhr. Das COSC-zertifizierte Werk ist durch den Gehäuseboden aus Saphirglas sichtbar. Das Zifferblatt ist in Silber, Anthrazit oder Schwarz mit von Hand applizierten Indizes erhältlich, das Armband wahlweise in braunem, anthrazitfarbenem oder schwarzem Alligatorleder oder als ergonomisches Edelstahlarmband mit H-förmigen Gliedern und abwechselnd polierter und gebürsteter Oberfläche. Preis auf Anfrage. www.bucherer.com (Standorte).

2 — «Carrera Calibre 36 Chronograph Flyback» (43 mm): Das unverwechselbare Zifferblatt mit

2



3



doppelter Skala ist direkt von den klassischen Heuer-Stoppuhren inspiriert. Die grosse äussere Skala (je nach Modell in Silber oder Schwarz) erlaubt einen schnellen Blick auf die Chronografen-Sekunde. Stunden und Minuten werden auf dem mit Sonnenschliff versehenen anthrazitfarbenen inneren Teil angezeigt, wo der kleine Sekundenzähler bei 9 Uhr, die Chronografen-Minute bei 3 Uhr und die Datumsanzeige bei 6 Uhr markante Akzente setzen. Die filigrane Verarbeitung ist der Frequenz von 36 000 Halbschwingungen pro Stunde geschuldet. Preis auf Anfrage. www.bucherer.com (Standorte).

3 — Die «Royal Oak Offshore LeBron James», limitiert auf 600 Stück, ist eine der ungewöhnlichsten Sportuhren. Das Gehäuse ist aus 18 Karat Rotgold, die silbernen schimmernde Lünette aus Titan. Die Verbindung von warmem Rotgold und kühlem Metall wiederholt sich eindrucksvoll im grauen Zifferblatt mit Tapisserie-Muster und arabischen Ziffern und Zeigern aus Rotgold. Dezent luxuriös ist auch der einzelne Diamant im seitlichen Chronografen-Drücker bei 2 Uhr. Beide Drücker sowie die Krone sind aus schwarzem Keramik. Kaliber 3126/3840 und Selbstaufzug. Preis auf Anfrage. www.audemarspiguet.com (where to buy).



Auto

Der schöne Käfer

Nach einem Tag und vielen Kilometern in einem Karmann Ghia von 1974 bekommt man Freude an alten Fahrzeugen. *Von David Schnapp*

Ich verstehe nichts von alten Autos, um ehrlich zu sein. Es leuchtet mir nicht ein, warum man – nur so als Vergleich – eine Petrollampe auf den Tisch stellen soll, wenn man eine elektrische Leuchte zur Verfügung hat. Vielleicht sehe ich das auch falsch, und es ist wie mit der Malerei, wo man auch die Vergangenheit kennen sollte, um die Gegenwart beurteilen zu können. Allerdings geht es bei Autos letztlich um Technik, und da ist moderner einfach besser. Als ich eingeladen wurde, den diesjährigen Schloss Bensberg Classics in Bergisch Gladbach bei Köln beizuwohnen, einem hochklassigen Treffen von Oldtimer-Fahrzeugen, zögerte ich trotzdem. Ein ganzes Wochenende mit alten Autos – wozu denn auch?

Schliesslich ging ich hin und erfuhr, dass ich nicht nur zum Zuschauen da war. Als Beifahrer des Schauspielers Helmut Zierl sollte ich mit einem Karmann Ghia von 1974 die «Rallye historique» absolvieren. Der Karmann wird auch «Käfer im Sportanzug» genannt, er wurde von 1955 bis 1974 in fast 450 000 Einheiten als Coupé und als Cabrio gefertigt und entstand aus einer Zusammenarbeit mit dem

Karmann Ghia Typ 14 Coupé 1974

Leistung: 50 PS, Hubraum: 1584 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 140 km/h
Preis: ca. Fr. 20 000.–

Osnabrücker Karosseriebauunternehmen von Wilhelm Karmann und Luigi Segre von der Carrozzeria Ghia in Turin. Unter der eleganten Hülle steckte die Technik des VW Käfer, und für Volkswagen war der Karmann ein erster Schritt Richtung Oberklasse, so stand es im Programmheft der Veranstaltung. Auch in der Schweiz hat der Karmann Freunde, sie versammeln sich in einem Klub, der 1985 gegründet wurde (www.karmann-ghia.ch).

Zuverlässig wie eine Swatch

Der Karmann gefiel mir, er war in giftigem Grün lackiert und sah vertrauenswürdig aus, was mich zuversichtlich stimmte, denn die äusseren Bedingungen (Regen, Kälte) sprachen nicht gerade für entspannte Renn-Atmosphäre. Die Rallye umfasste vier Abschnitte mit insgesamt rund 200 Kilometern auf öffentlichen Strassen sowie einigen Geschicklichkeitsprüfungen. Am Ende landeten wir im Mittelfeld auf Rang 54 von 91 klassierten Teams, was für mich in Ordnung war, aber mein Fahrer, der Schauspieler Zierl, hätte wohl mehr gewollt.

Der Karmann indessen erwies sich als äusserst zuverlässig, er lief problemlos wie eine Swatch, beschleunigte selbst in den Hügeln um Bergisch Gladbach flott, und ich fing an zu verstehen, warum man Freude an alten Autos haben kann. Im Gegensatz zu modernen Fahrzeugen gefällt es mir bei älteren jedoch auch auf dem Beifahrersitz.

Zu Tisch

Kopf und Bauch

Von David Schnapp



In Bergisch Gladbach, unweit der Stadt Köln, findet nicht nur jährlich eines der exklusivsten Classic-Car-Treffen der Welt statt (s. Artikel links), auch eines der besten Restaurants auf dem Planeten ist im Barock-Schlosshotel «Bensberg» beheimatet: Das «Vendôme» mit Joachim Wissler an der Spitze hat es in der aktuellen Liste der «World's 50 best Restaurants» auf den zehnten Platz geschafft. Drei Michelin-Sterne, 19,5 Gault-Millau-Punkte und weitere Höchstwertungen schmücken ausserdem die Arbeit des fünfzigjährigen Deutschen, der sich oft auf seine heimatlichen Wurzeln bezieht: Die Eltern hatten einen Hof samt Restaurant auf der Schwäbischen Alb, das einfache, arbeitsreiche Leben und die Nähe zur Natur prägten den Spitzenkoch.

So kocht Wissler einerseits bodenständig, vom Reh serviert er nicht einfach bloss den Rücken als «royal» mit Foie gras, sondern auch die Haxe, die Leber und eine Creme aus Nieren und Leber, dazu gibt es Rübstieler, Sellerie, Birnen, Cassis und Schnittlauch. Die Preiselbeeren aber, die schön rot auf dem präzisions-locker angeordneten rechteckigen Teller leuchten, sind gar keine. Es ist ein Zitat, eine Preiselbeer-Creme, die so tut, als wäre sie die echte Frucht.

Wissler kocht mit Humor, pendelt leicht zwischen klassisch und hochmodern. Geerdete, aber edle Gerichte wie der «Rehbock royal» sind die eine, komplexe, modernistische Kreationen mit falschem Laub, einer Artischockencreme in Form eines Artischockenblattes oder eine Langustine, die auf einem kleinen Tischgrill vor mir steht und dort gerade noch etwas Rauchnoten bekommt, sind die andere, kopflastigere Seite von Wisslers Kochkunst.

Aber der jugendlich wirkende Koch schafft es, die intellektuelle Arbeit, die hinter jedem Gericht steckt, lässig zu kaschieren. Denn nichts ist Zufall, jedes kleine Element ist präzise durchdacht in seiner Wirkung, selbst wenn es aussieht, als läge es einfach so da. Der Gast aber wird von der Geistesarbeit der Küche nicht belastigt, er kann mit dem Bauch denken.

Restaurant Vendôme: Kadettenstrasse, D-51429 Bergisch Gladbach. Tel. +49 2204 42-0. Montags und dienstags geschlossen. Detaillierte Beschreibung des Menüs mit Bildern auf www.dasfilet.ch



«Immer geschmackvoll»: Sopranistin Nadelmann.

MvH trifft

Noemi Nadelmann

Von Mark van Huisseling — Sind Frauen gegeneinander härter als Männer? Eine Frau und Opernsängerin sollte es wissen.

Wenn man Leute, die viel können, fragt, was sie auch noch können möchten, sagen viele: «Singen» ...» – «Ja was, das ist schön.» – «... was möchten Sie auch noch können?» – «Helikopter fliegen, ich finde das faszinierend.» – «Wann haben Sie zum letzten Mal gesungen, aus Freude?» – «Beim Kochen, beim Haushalten, vergangene Woche.» – «Was singen Sie beim Haushalten?» – «Meistens Liebesduette; die Hauptmelodie, dann geht es mir gut.» – «Maria Callas sagte, wenn sie singe, habe sie das Gefühl, über ihr richte sich eine Säule auf, die bis in den Himmel reiche. Ist das bei Ihnen auch so?» – «Ja, man nennt das die Atemsäule, der gesamte Körper schwingt darum herum. Die Schädeldecke, je nach Tonhöhe, kommt auch in Schwingung. Dann hast du das Gefühl, oben geht der Ton raus. Das ist die Säule, die sie meint, das spüren wir Sänger.»

Noemi Nadelmann ist eine Schweizer Opernsängerin («Koloratursopran, aber immer mit

dunklem Timbre», sagt sie). 1987 trat sie erstmals in einem wichtigen Haus auf, im Teatro La Fenice in Venedig (als Musetta in «La Bohème»), steht bei Wikipedia. Zurzeit singt sie in «Die Soldaten» im Opernhaus Zürich («Ein grosser Abend in der Geschichte des Opernhauses», *Neue Zürcher Zeitung*; Vorstellungen am 19. und 26. Oktober).

«Ich denke, wenn eine junge Frau sich entscheidet, Sängerin zu werden, kommt von ihrem Umfeld vielleicht weniger Ablehnung als bei einem jungen Mann – weil der mal eine Familie ernähren können sollte. Die Frau dagegen könnte immer noch heiraten ...» – «Gibt es das noch?» – «Wie sehen Sie es?» – «Das war vielleicht vor 100 Jahren so.» – «Ich habe das Gefühl, Bilder von Geschlechterrollen sind stabil, und wir sind weniger modern, als wir meinen.» – «Ich kenne das nicht, dass man einem Mädchen sagt: <Zu dir schaut dann schon einer.> Ich habe Künstler um mich her-

um, und die sind per se auf einem eigenen Weg, haben das *feu sacré*, das es natürlich braucht ... Du musst es [das Singen] dann machen und wirst auch nicht abgehalten von jemandem, der sagt: <Pass auf, es ist schwer. Und ein Hungerberuf.>» – «Was war die grösste Hürde, die Sie überwinden mussten in der Welt der Musik?» – «Es braucht wahnsinnige Gedankenhygiene. Wenn du dir nicht andauernd deine Ängste raushaust und Selbstzweifel bekämpfst, geht es nicht. Wir Sänger haben, wie Sportler, immer Wettkämpfe, und alles passiert in der Öffentlichkeit. Und je berühmter man wird, desto mehr wird eine impekkable Leistung gefordert. Es geht ja nichts ohne Vorsingen; ich bin jetzt seit über zwanzig Jahren im Business und muss nicht mehr sagen: <Guten Tag, mein Name ist ...>, aber es heisst dann: <Was, die Traviata vom Dienst will die Aida singen? Mal sehen ...>» – «Wer sagt das?» – «Agenten und, vor allem, Dirigenten; der Fachwechsel ist aber gut angekommen.»

«Stimmt es, dass Frauen im Wettbewerb härter gegeneinander sind als Männer?» – «Es ist sicher so, dass die Konkurrenz unter Frauen grösser ist, weil es viel mehr Rollen für Männer gibt, und viel mehr Künstlerinnen. Schauen Sie Shakespeare-Stücke an: 2 Frauen und 25 Männer. Oder eine <Traviata>, zwei Bedienstete, und der Rest sind Männer – es ist in keinem Verhältnis. Aber siebzig bis achtzig Prozent der Sänger sind Frauen, eine furchtbare Konkurrenz.» – «Und das bekommt man zu spüren?» – «Ob ich empfinde, dass Frauen mich hassen? Vielleicht schon mal, aber meistens bin ich immun dagegen. Und meistens sind es nicht die ganz guten Leute, die einen Spruch machen.» – «Sind Freundschaften unter Sängern möglich?» – «Ich habe durchaus Freundinnen und Freunde im Business.» – «Wahrscheinlich nur solche, die mindestens gleich gut sind?» – «Stimmt, ist mir noch nie aufgefallen, gut gesagt.»

«Ganz schön lang, so ein Berufsleben, nicht wahr? Ich habe Sie zum ersten Mal in der Revox-Reklame wahrgenommen ...» – «Das war 1990.» – «Und seither haben Sie Homestorys gemacht, waren Jurorin in Castingshows und so weiter. Wussten Sie, worauf Sie sich einlassen?» – «Nein. Also Homestorys hat man von Anfang an gemacht, und wenn man ein schönes Daheim hat, ist das in Ordnung, es muss immer geschmackvoll sein. Die Fernsehshows kamen später [«Musicstar» 2007, «Kampf der Chöre», 2010].» – «Hat das Ihrer Laufbahn genützt?» – «Geschadet hat es mir nicht. Ich bin mir treu geblieben, habe über die technischen Aspekte des Singens geredet. Und jetzt kommen mich Leute hören, die sonst nie einen Fuss in die Oper gesetzt hätten.»

Ihr liebstes Restaurant: «Hiltl», Sihlstrasse 28, Zürich, Telefon 044 227 70 00. «Und Seppi Kalberers «Schlüssel», Oberdorfstrasse 5, Mels, Telefon 081 723 12 38.



Breguet
Depuis 1775

Breguet, créateur. Classique Hora Mundi - 5717

Die Classique Hora Mundi lädt auf ihrem fein von Hand guillochierten und lackierten Zifferblatt zu einer Reise durch die Kontinente und Ozeane ein. Sie ist die erste mechanische Uhr mit augenblicklichem Zeitonenwechsel. Dank eines patentierten Systems wechseln die Anzeigen von Datum und Uhrzeit beim Betätigen des Drückers zwischen zwei vorgewählten Zeitzonen vor und zurück. Wir schreiben die Geschichte fort...

